Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreizehnter Jahrgang

Nr. 43 Marburg i. H., den 26. Oktober 1899

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1591 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Luthers Bergpredigt: 1. Eingang — Theodor Kliefoths Einleitung in die Dogmengeschichte — Charles Sheldon, ein Vorkämpfer des christlichen Sozialismus in Nordamerika (In his steps) — Das Denkmal des Bischofs — Der Kongreß für Innere Mission in Straßburg — Selbstanzeigen: Grimm, Das Problem Friedrich Nietzsches; Köhler, Luther und die Kirchengeschichte — Dringende Bitte — Quittung — Anzeigen

Luthers Bergpredigt

Uebersicht: 1. Eingang; 2. Geld und Gut; 3. Lieb und Leid; 4. Kampf und Friede; 5. Rede und Gebet; 6. Recht und Pflicht*)

1

Drei Stück sinds, wie man sagt, die zu einem guten Prediger gehören: zum Ersten, daß er auftrete; zum Andern, daß er das Maul aufthu und Etwas sage; zum Dritten, daß er auch könne aufhören. Auftreten heißt, daß er komme als dazu berufen, nicht nach eignem Gutdünken, sondern aus Pflicht und Gehorsam, öffentlich vor der Welt und nicht im Winkel. Denn das Predigtamt und Gottes Wort soll daher leuchten wie die Sonne, nicht im Dunkeln schleichen und meuchlings, wie man Blindekuh spielt, sondern frei am Tage handeln und sich wohl lassen unter die Augen sehen, daß beide, Prediger und Zuhörer, des gewiß seien und es kein Hehl zu haben brauchen. Das Evangelium soll hoch empor auf dem Berg und frei öffentlich am Licht sich lassen hören. Das Andre gehört auch dazu, daß er seinen Mund frisch und getrost aufthu, das ist, die Wahrheit ohne Scheu und unerschrocken bekenne und dürr heraus sage, es treffe wen oder was es wolle, daß er weder gnädige noch zornige Herren, weder Geld, Reichtum, Ehr, Gewalt noch Schand, Armut, Schaden ansehe und nicht weiter denke, denn daß er rede, was sein Amt fordert und darum er da steht. Christus hat das Predigtamt nicht dazu gestiftet, daß es diene Geld, Gut, Gunst, Freundschaft zu erwerben, sondern daß es die Wahrheit frei öffentlich an den Tag stelle und sage, was zu der Seelen Nutz und Heil und Seligkeit gehört. Denn Gottes Wort ist nicht darum da, daß es lehre, wie Knecht und Magd im Haus arbeiten und ihr Brot verdienen oder ein Bürgermeister regieren, ein Ackermann pflügen oder Heu machen soll — das Alles hat die Vernunft schon einen Jeglichen gelehrt —, sondern das will es lehren, wie wir sollen kommen zu jenem Leben; und heißt dich dieses Lebens brauchen und den Bauch hier nähren, so lange es währt — doch, daß du wissest, wo du bleiben und leben sollst, wenn solches aufhören muß. Wo nun Einem der Bauch und zeitlich Gut lieber ist, der steht wohl und wäschet auf der Kanzel, aber er predigt nicht die Wahrheit und thut das Maul nicht auf. Wo es will übel gehn, da hält er ein und beißt den Fuchs nicht.

Drum laß dir, lieber Bruder, so wie du willst und nichts Bessres hast, diese meine Predigt dienen, von welcher wir Gott Lob rühmen können, daß wirs klärlich und fleißig haben angezeigt, was für ein Unterschied ist zwischen weltlichem und göttlichem Reich, und was in ein jeglich Reich gehört, daß, wer forthin irren will, wir seinethalben entschuldigt sind, als die wir das Unsre treulich haben zu eines Jeglichen Besten dargethan.

*) Ueber die Grundsätze, nach denen der Bearbeiter von Luthers „Auslegung des fünften, sechsten und siebenten Kapitels St. Matthäi" hier verfahren ist, folgt ein Artikel in übernächster Nummer. D H

Den Lohn dafür wollen wir gewarten, nämlich Undank, Haß und allerlei Feindschaft, und sagen Gott einen Dank dafür. Denn wo Christus und der Welt Reich untereinander gemengt und nicht rein und fein geteilt würden, da kann nimmer rechter Verstand in der Christenheit bleiben. Christus lehrt nicht Leib und Gut regieren noch die Faust oder das Schwert führen, lehrt Nichts von weltlicher Ordnung und Wesen, noch gegen die Natur und Gottes Geschöpf, sondern allein von Herz und Gewissen vor Gott. Er setzt und ordnet Nichts als ein Jurist oder Regent in äußerlichen Sachen, sondern unterrichtet allein als ein Prediger die Gewissen von ewgem Leben, Gerechtigkeit, Friede und Freude und Seligkeit. Zum weltlichen Regiment gehört, daß man Geld und Gut, Ehre, Gewalt, Handel, Gericht, Kampf und Streit, Rache und Schwert habe, und ohne dies kann die Welt nicht bestehn. Dazu gehören Juristen, die solches lehren und darüber halten sollen. Christus aber lehrt von Herz und Person, so mit solchem Weltwesen und Recht Nichts zu schaffen hat. Da soll eitel Lieb und Dienst und Vergebung untereinander sein, auch gegen die, die uns nicht lieben.

Darnach ist eine andre Frage, ob ein Christ denn auch möge ein weltlicher Mann sein, zugleich ein Christ und ein Fürst, Richter, Herr, Vater, Knecht und Magd. Dazu sagen wir: Ja. Ein Christ muß ja irgend eine Weltperson sein nach dem äußerlichen leiblichen Leben und Wesen, und solches ist von Gott eingesetzt und geordnet. Aber was dir da zugehört und wie du da in deinem Amte handeln sollst gegen die Menschen, darum darfst du Christus nicht fragen, sondern frage des Kaisers oder dein Land-Recht oder das da heißt Vater-, Mutter-, Herren-, Frauen- und andres Recht, so doch, daß das Herz in seinem Christentum rein bleibe, ohne Geld und Gut, Zorn, Gewalt, und inwendig eines andern Regiments lebe, das jenes Nichts angehet, es auch nicht hindert, sondern wohl bei sich leiden kann, ja bestätigt. Dann werden gleich zwei unterschiedliche Personen in einem Menschen. Eine, darin wir allesamt geschaffen und geboren sind, nach welcher wir alle untereinander gleich sind, Mann, Weib, Kind, Jung, Alt u. s. w. Aber wenn wir nun geboren sind, so kleidet und schmückt dich Gott zu einer andern Person, machet dich zu einem Kind, mich zum Vater, Einen zum Herrn, den Andern zum Knecht, diesen zum Fürsten, jenen zum Bürger und so fort. Das heißt denn eine göttliche Person, als die ein göttlich Amt führt, und nicht schlecht Hans oder Klaus, sondern ein Fürst zu Sachsen oder Vater und Herr. Von diesen redet Christus Nichts, sondern von der bloßen, einzelnen, natürlichen Person und was ein Jeglicher für sich selbst als ein Mensch gegen den andern thun soll. Denn ein Fürst kann wohl ein Christ sein, aber als ein Christ muß er nicht regieren, sondern ist Jedermann unterthan und zu Dienst. Und ein Knecht kann wohl ein Christ sein, aber als ein Christ ist er nicht Knecht, sondern ein Jeglicher für sich selbst ein Herr, beide über Teufel und Welt. Also, daß in dem Stück, daher wir Christen heißen, gar keine Ungleichheit

noch Vorzug der Personen ist, sondern Einer wie der Andre; gleichwie die Sonne am Himmel einerlei ist gegen Jedermann, leuchtet einem Bauern sowohl als einem Könige, einem Blinden sowohl als einem Scharfsehenden, der Sau auf der Gasse so wohl als der allerschönsten Frau auf Erden, und scheint so bald auf einen Dorn als auf eine Rose, auf einen Kot als auf einen Purpur, und ist eben dieselbe Sonne, die dem ärmsten Bettler und die dem größesten König oder Kaiser scheint.

Also geht Christus als ein rechter Prediger auf den Berg und lehrt die eine Wahrheit über Geld und Gut, Lieb und Leid, Kampf und Frieden, Wort und Gebet, Beruf und Pflicht, wie wir hören werden. H v L

Theodor Kliefoths Einleitung in die Dogmengeschichte

1

Die Dogmengeschichte ist ein Kind der Aufklärung. Erst hundert Jahre, daß man sie als eine selbständige Disziplin kennt; aber schon hundert Jahre, darf man sagen, wenn man der Schicksale gedenkt, die sie erlebt hat.

Die konfessionellen Glaubenslehren, die Dogmen, hatten ihren Halt im Bewußtsein der Zeitgenossen verloren. Man fühlte sich frei von der Last der Vergangenheit, und man strebte zugleich, von ihr frei zu werden. Beides kommt in den Ursprüngen der Dogmengeschichte zum Ausdruck. Weil man sich an die Ueberlieferung nicht mehr gebunden fühlt, hat man den Mut, sie einer ruhigen geschichtlichen Betrachtung zu unterziehen. Und weil diese Ueberlieferung doch noch fest in die Gegenwart hinein verwoben ist, ist man bestrebt, ihre Ursprünge und ihren Wandel aufzudecken, um das Recht des überlieferungsfreien Denkens in aufhellender und zerstörender Erkenntnis vollends sicher zu begründen.

Aber die Aufklärung hat den Gegner unterschätzt, mit dem sie es zu thun hatte. Die Fäden, die die Gegenwart an die Vergangenheit knüpften, waren zugleich feiner und stärker, zahlreicher und heimlicher gesponnen, als man vermutet hatte. Und geschäftig regten sich tausend Hände, abgerissene neu zu knüpfen, dünn und schwach gewordne durch dauerhaftere zu ersetzen. Bei diesem Beginnen aber verschmähte man auch das Handwerkszeug der Gegner nicht. Man fürchtete oder haßte die Danaer, ihre Geschenke aber ließ man sich, wie immer, gefallen. Auch die Dogmengeschichte hat diese Erfahrung gemacht. Ursprünglich, wie es schien, dazu berufen, das konfessionelle Dogma zu zerstören, hat sie weiterhin kräftig an seinem Wiederaufbau für unsre Tage mitgewirkt. Wie das geschehen ist, will ich in Kürze zu erzählen suchen. Es ist ein Buch, nicht gar zu umfangreich, das dazu den entscheidenden Anstoß gab: Theodor Kliefoths 1839 erschienene Einleitung in die Dogmengeschichte. Von ihm soll im Folgenden die Rede sein.

2

Das Buch verleugnet die Zeit seiner Entstehung nicht. Noch war die Aufklärung, auch wissenschaftlich, kaum erst überwunden; sie hatte gelehrt: das Dogma hat eine Kette von oft willkürlichen Wandlungen durchlaufen. Kliefoth bestreitet es nicht. Aber Hegel hatte die leere Anschauung dieser Wandlungen in den Begriff einer Entwicklung, wie alles geistigen Lebens, so auch des Dogmas umgestaltet. Das Gesetz dieser Entwicklung aufzuspüren, ist Kliefoths Bemühen. Und Schleiermacher endlich hatte alle Glaubenslehre als ein irgendwie sekundäres Produkt lebendiger Frömmigkeit des Einzelnen wie der Gemeinschaft verstehen gelehrt. Eben hier nimmt auch Kliefoth seinen Ausgangspunkt.

Religion und Dogma oder auch nur Lehre Christi und Dogma sind nicht identische Größen. Das Christentum ist vielmehr ursprünglich Leben, Kraft, Geist; als ein Prinzip tritt es den Individuen, die von ihm ergriffen werden, entgegen. Notwendig aber entfaltet sich dies Prinzip oder dieser Geist zu Gefühl, That, Erkenntnis. Kliefoth hat es nur mit der letztern zu thun. Im christlichen Individuum bilden sich Gedanken über seinen geistigen Besitz; die Frömmigkeit, die in ihm lebt, spiegelt sich in dem Begriff, der ihren Gehalt sich verdeutlichen, dem Urteil, das sich ihrer Wahrheit vergewissern will. Aber das Individuum steht nicht allein; es gehört einer Gemeinschaft an, die denselben frommen Geist mit ihm teilt; dieser Geist selbst drängt zur Verbindung mit jenen andern, zur Mitteilung an sie, zum Empfangen von ihnen. Die individuellen Gedanken treten in Austausch mit einander, aus Reibung und Gegensatz streben sie einem Ausgleich, einer Vermittlung zu. Je ursprünglicher die Frömmigkeit ist, die sich in diesem Gedankenaustausch regt, um so mehr wird dies Ziel der Versöhnung der Widersprüche, die nur in der Erkenntnis vorhanden sind, ihr lockend vor Augen stehen. Und in allen produktiven Epochen darum, in denen christliche Frömmigkeit aus sich heraus die Erkenntnis ihrer Wirklichkeit schafft, wird der Friede zwischen den widerstreitenden Gedanken hergestellt. Dieser Friede tritt in Dogma und Symbol in die Erscheinung. Die disparaten Gedanken oder Reflexionen der einzelnen Individuen, der mannigfaltigen Richtungen haben im lebhaften Verkehr ihre einseitigen Härten abgeschliffen, sie nähern sich einander, man lehrt und lernt, bis der formelle Ausdruck gefunden ist, der alle vereinigen kann. Gleichzeitig haben, wie das sich für solche produktive Epochen geziemt, auch alle übrigen Seiten des christlichen Lebens sich kräftig entfaltet; in Symbol und Kirchenordnung ist das jeweilige Ziel einer kirchengeschichtlichen Periode erreicht, in beiden stellt sich — wie Kliefoth recht vorschnell schließt — „die Einheit des christlichen Geistes selbst," die im Ringen der widerstreitenden Kräfte fast verschwunden schien, wieder her.

Aber die Freude an dem erreichten Ziel ist nur von kürzester Dauer. Die Perioden, in denen das Dogma sich bildet, können sich durch Jahrhunderte hinziehen; die Zeiten, in denen es im abgeschlossenen Symbol zur Ruhe kommt, sind nur ein geschichtlicher Moment, ein Durchgangspunkt. Denn sie bezeichnen das Fertiggewordensein. Aber der Menschengeist haftet nicht lange an dem, was fertig ist. Wenn eine geschichtliche Substanz — hier das im Symbol vollendete Dogma — alle Hemmungen und Hindernisse bezwungen, wenn sie Alles gleich und einig gemacht hat: dann hat der Geist nichts mehr mit ihr zu schaffen. Wie sie ihn beseelte und zur Thätigkeit spornte, so lange sie im Werden begriffen war, er an ihr zu schaffen, zu formen und zu gestalten hatte, so wird sie ihm nun zur Fessel, zum Zwange, zu unleidlichen Banden: er sucht von ihr frei zu werden; das Leben und die Gemüter lösen sich allmählich von dem Fertigen ab und eilen unmerklich Neuem zu.

Aber dies Neue freilich liegt noch in weiter Ferne. Das Dogma, ursprünglich das Produkt individueller subjektiver Frömmigkeit, hat sich von dem Geist gelöst, der es erzeugte: es ist eine objektive Größe, ein „äußerlich geschichtliches Ding" geworden. Als gesetzgebende, geschichtliche Macht, in sich fertig und abgeschlossen, erhebt es sich über Zeit und Bildung, unterwirft seiner Autorität die individuellen Geister und unterdrückt durch seine objektive Wahrheit jede subjektive Meinung und Richtung. Es ist weit entfernt, dem Neuen, das sich heimlich regt und doch ihm als ein gänzlich Fremdes unverstanden gegenübersteht, irgend welche Anerkennung und Förderung angedeihen zu lassen. Vielmehr erst jetzt wird die Kirchenlehre als solche einer von Christo geoffenbarten Summe von höhern Wahrheiten gleichgesetzt; das Erste und Wesentliche am Christentnm ist nun ein Inbegriff von Lehren und Begriffen, die in unantastbarer Höhe über allem subjektiven Empfinden und Erkennen schweben. Das Geschäft der Behandlung des Dogmas wird nun zu einem Rechnen mit heiligen Formeln; man stellt sie zusammen, löst sie auf und stellt sie wieder zusammen; unbekümmert um ihre Wirklichkeit und Wahrheit übt dieser Traditionalismus an den Sätzen des Symbols seinen Witz, indem er die Gesetze der formalen Logik auf sie anwendet. Mit stagnirender Gewalt breitet sich dies geistlose Gebaren weit über die Grenzen des kirchlichen Gebiets aus. „Bei Galileis und des Kopernikus Entdeckungen zitterte die traditionalistische Kirche." Vergebens suchen zunächst Wissenschaft und Frömmigkeit dem Schaden zu steuern. Jene unternimmt es, mit den Mitteln irgend einer Zeitphilosophie die fertigen Formeln des Symbols zu ergründen und zu beweisen. Aber welche Wissenschaft, der ihre Resultate vor all

ihrer eignen Thätigkeit fertig vorgeschrieben sind! Nur das kann ihr gelingen, die Bedeutung der Lehre vollends ins Unerträgliche zu steigern. Die wissenden Frommen, die die Geheimnisse Gottes erklären und beweisen können, sind nun durch eine weite Kluft von den Laien, den Rohen, Ungebildeten, nicht Wissenden geschieden. „Unsre Kirche“ das heißt jetzt „die Theologenaristokratie.“ Und selbst bei den Landpastoren bildet sich der hierarchische Dünkel aus. Die Frömmigkeit aber flüchtet sich in die Asyle des Pietismus. Auch er tastet das symbolische Dogma nicht an, er sucht ihm nur durch angehängte fromme Gefühle wärmeres Leben einzuhauchen. Aber das Gefühl muß sich in feststehenden Terminis aussprechen, die zarten Gebilde der Innigkeit werden mit absoluten Etiketten versehen. Unfrei und befangen, geklemmt, gedrückt wird die Frömmigkeit in diesen Banden; wahre Empfindung artet in manierirte Asketik, in berechnete religiöse Diätetik, in Sentimentalität und Gefühlvollheit aus.

Dennoch in dem Allen wittert Kliefoth Morgenluft. Während das Dogma scheinbar unbeanstandet seine zwingende Herrschaft übt, wird alle Arbeit zu seiner Konservirung ungesucht zu einer Schulung des subjektiven Geistes mit dem heimlichen Ziele seiner Selbständigkeit und Freiheit. Denn in jenem Rechnen, Raisonniren und Disputiren erstarken in ihm Lust und Fähigkeit zu wissenschaftlicher Arbeit, und in dem sentimentalen Empfinden des Pietismus schlummert die Sehnsucht nach unabhängigen Regungen freier Frömmigkeit. Die Fesseln des Alten lockern sich; diese Fesseln aber sind das Dogma. Soll das Neue Bestand gewinnen, so muß dieses vollends zerbrochen werden. Sporadisch zeigen sich Indifferentismus, Naturalismus, Atheismus, lichterlohe Aufklärung; der Geist ist im Begriff, die bisher giltige geschichtliche Gestaltung des Christentums als antiquirt aufzugeben, ohne doch bereits eine neue zu besitzen. Aber es ist fraglich, ob diese vereinzelten Stimmführer der Negation zu durchdringender Bedeutung gelangen werden. Denn das Kirchenwesen und seine Leitung sind regelmäßig in konservativen Händen. Es ist möglich — das gilt vom nachtridentinischen Katholizismus —, daß die Macht des konservativen Kirchenregiments die sporadischen Erscheinungen der Negation gewaltsam niederhalten und unterdrücken wird. Und es ist ungewiß — das gilt von der griechischen Kirche —, ob der Volkscharakter die nicht gemeine Tüchtigkeit beweisen wird, die Schwankungen und Verwirrungen auszuhalten, die jene Auflösung des Bestehenden nach sich ziehen muß, fraglich, ob das Volk die innere Kraft besitzen wird, auch im Gegensatz zum Kirchenregiment jenen zunächst nur zerstörenden Tendenzen freie Bahn zu schaffen. Treten ausgelebte Schwäche des Volks und der Unverstand eines übermächtigen Kirchenregiments der Entwicklung unfähig und gewaltsam entgegen, so wird diese im Keim erstickt, ein Kirchenwesen ist das Ergebnis, das, mit traditionalistischem Grundcharakter, leblos und erstorben, in statutarischer Unbeweglichkeit erstarrt.

Kliefoth gehört einem solchen nicht an. „Hier nehmen wir an, daß die Kirche glücklich genug ist, nachdem sie Scholastizismus und Pietismus durchlebt hat, die auflösenden Elemente zu einem kräftigen Rationalismus zusammenzufassen.“ Dieser „gesunde, kräftige Rationalismus“ wird die alten Formen und Weisen schonungslos zertrümmern, er wird den Boden von dem alten traditionellen Wuste reinigen und freien Raum für neue Bildungen schaffen. Kliefoth verbirgt sich nicht, daß seine Gesinnungsgenossen dies Lob der Aufklärung nicht ohne Bedenken vernehmen werden. Aber wenn irgendwo, so ist er hier gewiß, Recht zu haben. Allerdings eine Zeit, in der die geschilderte Zerstörung vor sich geht, wird eine zerrissene, in Gegensätzen feindlich zerspaltne sein; des harmonisch einheitlichen Strebens, der lebendigen neuschaffenden Produktion beraubt, wird sie einem winterlichen Schneefeld gleichen. Aber diese Fröste der Negation sind notwendig, wenn eine neue Bildung aus demselben Boden hervorgehen soll, auf dem die alte entstand. Darum muß dieser Rationalismus seine Kritik in einer fehlerhaften Weise üben, in heller Zerstörungslust, ohne historischen Sinn. Er mustert die Vergangenheit und entdeckt zahllose Differenzen zwischen den einzelnen Erscheinungen; nirgends findet er Einheit und Zusammenhang; eine Erscheinung widerstreitet immer der andern, eine hebt die andre auf, eine leugnet die andre: das Resultat kann immer nur sein, daß es mit Alledem nichts sei. Aber eben dies und nichts Andres war die Aufgabe der Epoche: sie soll das Alte zerstören, damit Neues gedeihen könne.

Freilich hier ist auch Sünde wirksam, nicht in ihren akuten Erscheinungen als einzelne Handlungen, sondern als Gottvergessenheit, als Prinzip der Trennung von Gott. Aber zur Erklärung der einzelnen Erscheinungen der Dogmengeschichte reicht es nicht aus, sich auf sie zu berufen. Denn sofern der dogmengeschichtliche Prozeß durch die Thätigkeit menschlicher Subjekte vermittelt ist, sind durch die Sünde hervorgerufne Trübungen in seinem ganzen Verlaufe mit gesetzt. Um ihretwillen werden Dogma und Symbol ihrem Begriffe nie ganz entsprechen. Keine Periode wird von ihren Wirkungen unberührt sein, darum aber auch umgekehrt keine sich aus ihr allein erklären lassen. Im vorliegenden Falle aber ist es deutlich, wie die überwiegende Gewalt, in der sie einseitig übertreibend auftritt, nur die Kehrseite, also auch Folge all der abstumpfenden, abschlaffenden, entnervenden Erscheinungen darstellt, die die zuletzt vorangegangne Zeit charakterisirten. Mithin steht das achtzehnte Jahrhundert nur in gleicher Verdammnis mit dem siebzehnten, und die Aufklärung kann die Last der Schuld, die auf ihr ruht, mit der lutherischen Rechtgläubigkeit teilen.

Kliefoth sucht die Gesetze der dogmengeschichtlichen Entwicklung auf. Er leitet sie aus dem gesamten bisherigen Verlauf ab, auf alle Perioden desselben werden sie mithin Anwendung finden sollen, wenn auch in jedem einzelnen Falle in einer durch geschichtliche Umstände und Hemmungen modifizirten Gestalt. Regelmäßig soll auf eine dogmenbildende Zeit ein Moment der Ruhe im fertigen Symbol, auf ihn Epochen der Stagnation und Auflösung folgen. Wie aber dieser Gang im Einzelnen geschildert wird, so ist seine angebliche Gesetzmäßigkeit deutlich aus den jüngsten Erlebnissen der Kirche, aus den Erfahrungen der Aufklärungszeit entnommen. Denn nur hier hat sich jener gesunde Rationalismus in der Weise entwickelt, wie ihn Kliefoth als normale Erscheinung fordert. Hier also ist der Boden bereitet zu neuen Bildungen. Und zwar kann in dem letzten Viertel unsers Jahrhunderts die Zeit nicht mehr gar so fern sein, da dies erwartete Neue aus dem Stadium heimlicher oder nur in Einzelnen wirksamer Vorbereitung kräftig zu Tage tritt. Denn in Strauß' Leben Jesu sind die seit Semler begonnenen kritischen Arbeiten des Rationalismus schon bis auf ihre äußerste Spitze fortgetrieben, sie werden also ihren Zweck erfüllt, die Bahn dem Kommenden freigemacht haben. Nimmt es dabei immerhin Wunder, als die ersten ahnungsvollen Propheten des Dogmas unsrer Tage die Mystiker Jakob Böhme und Weigel genannt zu sehen, so ist das gewiß weit weniger der Fall, wenn Jung Stilling und Matthias Claudius, Hamann und Jakobi, als letzter Schleiermacher als Vertreter des werdenden Neuen vorgeführt werden. Mystische Ahnungen sind in einem philosophischen Abklärungsprozeß begriffen, schon schließen sie ihren Bund mit den Stillen im Lande — der Pietismus der Evangelischen Kirchenzeitung ist ein andrer als der Speners oder Zinzendorfs —, schon gewinnen sie eine achtungsvolle Fühlung mit der Geschichte; in Schleiermachers Entwicklung ist dieser Fortschritt deutlich wahrnehmbar: ursprünglich entschieden nur philosophischer Mystiker, in seiner kritischen Zeit schon geeinigt mit dem geschichtlichen Christus, tritt er schließlich auch in ein versöhntes Verhältnis zu Kirche und Symbol. Der Geist (Mystik), die Wissenschaft (Kritik), die Geschichte (Tradition, Dogma) haben einen neuen Bund mit einander geschlossen. Aus ihrer wechselseitigen Befruchtung wird die noch unbestimmbare christliche Erkenntnis der Zukunft fröhlich herangedeihen, und der Kreislauf des werdenden, gewordenen, alternden Dogmas wird sich von neuem vollziehen.

3

In diesen letzten Ausführungen kündigt sich wohl schon ein Einbiegen in die ausgefahrenen Geleise der Ueberlieferung an. Aber der vorwiegende Eindruck ist doch ein andrer. In der That: die Fäden der Geschichte reißen niemals ab. Der kühne und freie Geist der Epoche Hegels und Schleiermachers zittert in Kliefoths Einleitung noch deutlich nach. Noch glaubt man in unbekannte Wasser sich fröhlich hinauswagen zu dürfen, und

die Flügel sind noch nicht beschnitten, daß man sich ängstlich an eine alte Erde klammern und vor den ungewissen Fernen einer noch unentdeckten neuen Welt erschrecken sollte. Die Anfänge des Traditionalismus in unserm Jahrhundert stehen selbst im Zeichen der Entdeckerfreude, sie haben das Erbe jener schöpferischen Lust an Gedankenthaten noch nicht eingebüßt. Aber allerdings nicht nur die Zukunft barg Neues. Auch die Vergangenheit wurde neu entdeckt. Der Gedanke einer Entwicklung, der sich in ihr vollzogen hatte, gab ihren gealterten Zügen die Frische der Jugend wieder. Sie erlebte in den Köpfen, die Hegel geschult hatte, eine lebensvolle Auferstehung aus den Gräbern, in die die Aufklärung sie versenkt zu haben meinte. Und nun, eingeklemmt zwischen der dämmernden Ahnung der Zukunft und der Freude an den Entwicklungswundern der Vergangenheit, wird der Geist von den beiden Mächten gleich stark angezogen. Schwerlich aber werden sie sich in den Einzelnen das Gleichgewicht halten; wie bei den Einen das noch ungekannte Neue, so wird bei den Andern das neuentdeckte Alte die Vorherrschaft gewinnen. In diesen Letztern wird die Dogmengeschichte zum gewaltigen Hebel des Traditionalismus.

Geschichtliche Entwicklung des Geistes — so erhaben und wunderbar erschien den Männern, die von der zerstückelnden Geschichtsbetrachtung der Aufklärung herkamen, dieser unzerreißbare Zusammenhang des geistigen Werdens, daß sie nur in tiefsinnigsten Worten und Formeln einen genügenden Ausdruck für diese Wirklichkeit finden zu können meinten. So redeten denn Schelling und Hegel von einer im ganzen Verlauf der Geschichte sich fortschreitend vollziehenden Menschwerdung Gottes, und Andeutungen Schleiermachers ließen sich wohl in gleicher Richtung verfolgen. Aber erst in Strauß' Schlußabhandlung zum Leben Jesu wendet sich diese Formel zum entschlossenen Gegensatz gegen das Dogma, das bisher mit denselben Worten sein tiefstes Mysterium bezeichnete. Eben diese schärfste Zuspitzung des Gegensatzes würde nun Kliefoth zunächst durchaus begreiflich finden. Sie bezeichnet den Rationalismus auf der Stufe seiner Vollendung. Der bloßen Negation müde sucht auch er ein positives Verhältnis zum Dogma zu gewinnen. Dies gelingt ihm, indem er den Sätzen desselben einen völlig fremdartigen Sinn unterlegt, seine Gedanken in jene hineindichtet und die so umgedeuteten als Vehikel der Wahrheit, die er vertritt, gelten läßt. Diese philosophische Verflüchtigung des Dogmas ist natürlich gleichbedeutend mit seiner völligen Vernichtung. Aber sie gelingt nur an den spekulativen Elementen desselben, sie ist unmöglich, wo es sich um das Faktische, die einfache Geschichte des Christentums handelt. Hier darum erhebt sich gegen jene Verflüchtigung und Umdeutung immer drohender eine Reaktion von Seiten der „einfachen nackten Geschichte," die am Ende den ganzen Bau zusammenstürzt.

Kliefoth ist nun aber weit entfernt, diese einfache nackte Geschichte als eine Wirklichkeit gleichsam jenseits des Dogmas oder aller Dogmenbildung aufzusuchen. Vielmehr Geschichte und Dogma sind ihm untrennbar Eins. Im Gegensatz nämlich zu allen andern Geistern, die in der Geschichte der Menschheit wirken, dem Geist der Kunst, des Rechts, der Wissenschaft beruht der christliche Geist nicht auf angeborner natürlicher Kraft, sondern auf einer schlechthin übernatürlichen That Gottes. Und diese That läßt sich nur in den Worten ausdrücken: Gott ward Mensch und offenbarte sich im Fleisch. Also stellt sich hier die Reaktion der Geschichte gegen die rationalistische Spekulation als Rehabilitirung des Dogmas in seinem ursprünglichen Sinne dar. Den letztern freilich wieder so herzustellen, wie ihn die alten Griechen eigentlich gedacht und geglaubt hatten, konnte Kliefoths Meinung nicht sein. Jene standen am Ausgang einer großen Kulturepoche, die Ungeheures geleistet hatte, aber schließlich ihren jüngsten Kindern als letztes Ergebnis ihrer Geistesarbeit einen verwegnen Idealismus einpflanzte, der alles Irdische hinter sich ließ und nach einer unsichtbaren Ewigkeit verlangte. Darum faßte sich das Dogma der Griechen in den kurzen Satz zusammen: Gott ward Mensch, damit wir Götter würden, d. h. damit wir Unsterblichkeit, ewiges, gottgleiches Leben erlangten. Kliefoth steht, wie wir gesehen haben, nicht am Ende der Tage. Ihm will sich ja eben die Geschichte zu neuen Bildungen aufschließen.

Ueberdies kann der Protestant in jenem Satz gar nicht die Summe seines Glaubens ausdrücken. Denn ihm ist „das Christentum, um sein allgemeines Wesen kurz auszusprechen, Versöhnung des Menschen mit Gott." In diesem ethischen Prozeß ist an ein Auf- oder gar Untergehn des Einen in dem Andern nicht zu denken, und derselbe wird sich dem christlichen Erkennen zugleich als ein viel komplizirterer darstellen, als bei der griechischen Auffassung der Fall war.

Die Restauration des Dogmas stößt also doch auf eigentümliche Schwierigkeiten. Kliefoth hebt sie, indem er das Dogma aus seinem ursprünglichen geschichtlichen Zusammenhang löst und in einen ganz andern hineinstellt, man könnte auch sagen: indem er seinen ursprünglichen Sinn mit seiner rationalistischen Umdeutung verbindet. „Dadurch, daß der Geist Christi in den menschlichen Subjekten sich entwickelt und durch ihre Handlungen und Gedanken sich selbst menschliche und geschichtliche Form giebt, erweist sich dieser Prozeß als eine Wiederholung desjenigen, durch den der Geist Gottes in Christo menschliche Gestalt annahm; und der ganze Entwicklungsprozeß der Kirche, in dem eben der Geist Christi in den menschlichen Individuen und ihren Thaten Gestalt annahm, ist somit eine fortgehende Menschwerdung Gottes." Nicht mehr aufwärts in eine unsichtbare Ewigkeit, sondern nunmehr vorwärts in die Bahnen des irdisch-geschichtlichen Lebens weist hier die Thatsache der Menschwerdung Gottes hin. Man möchte das fast eine gründliche Verweltlichung des Dogmas nennen. Es ist der Tribut, den die neue Gläubigkeit an den verhaßten Gedanken der Immanenz Gottes in der Entwicklung des geschichtlichen Lebens entrichtet. Die Eschatologie, auch in ihrer spiritualistisch hellenisirten Gestalt, muß ein Kompromiß mit der gläubigen Anschauung der Vergangenheit eingehn, und man wird nicht lange zu fragen brauchen, wer bei diesem Kompromiß am meisten verliert.

Für das Dogma allerdings ist nun Alles gewonnen. Es sollte das Produkt lebendiger, individueller und gemeinschaftlicher Frömmigkeit sein. Aber der Geist, der diese hervorrief, hat sich unversehens selbst in die festen Formen eines bestimmten Dogmas gekleidet. Das Evangelium, die Erscheinung Jesu, sind trotz lebhaft erhobnem Widerspruch, nicht mehr zu unterscheiden von dem Dogma, das die Väter von Nicäa und Chalcedon formulirten. Nur waren diese im Irrtum, als sie mit ihrer Formulirung den Prozeß der Dogmenbildung und damit zugleich die Entwicklung der Geschichte für abgeschlossen hielten. Das Christentum ist im Subjekt ein neues Leben, ein veränderter Zustand. Diese Thatsache regt eine Reihe von Fragen an. Der Christ forscht (1) nach der Ursache dieser Veränderung, er untersucht (2) den wesentlichen Bestand seines damaligen und seines jetzigen Zustands, er will Klarheit gewinnen (3) über die Entstehung und Entwicklung dieses Neuen in ihm, um endlich (4) die Thatsache auf einen deutlichen Ausdruck zu bringen, daß sich dieser ganze Prozeß nur in einer Gemeinschaft vollzieht. Auf jede dieser Fragen giebt ein einzelner Abschnitt der lutherischen Dogmatik vollgiltige Antwort. Sie, in abgeschlossener Vollendung gedacht, wäre also auch der Abschluß und die Vollendung des Dogmas. Aber weder ist dieser Abschluß bereits im Ganzen erreicht, noch wird die Beantwortung jener einzelnen Fragen gleichzeitig gewonnen. Es teilen sich vielmehr die Perioden der Dogmengeschichte in ihre Lösung. Wieder wird zu diesem Zweck eine bedeutungsvolle Einsicht Hegels dankbar acceptirt. Ihm war die Bedeutung des Volksgeistes für die Bewegung des geschichtlichen Lebens in seiner Tragweite aufgegangen. Kliefoth wendet diese Erkenntnis auf die Gliederung der Dogmengeschichte an. Der spekulative Geist des Griechen gab Antwort auf die erste der oben gestellten Fragen: Theologie, Christologie, Trinitätslehre kommen in der ersten, griechischen Periode der Dogmengeschichte auf ihren abschließenden Ausdruck. Der praktische Sinn des Römers hat es mit dem Menschen und Christen als solchen zu thun, Natur und Zucht, Sünde und Gnade, sind die Probleme, um die sich sein Denken bewegt: die Anthropologie, die Lehre vom Menschen, seinem Urstand und Fall, seiner Erlösung durch Gnade sind das Ergebnis der zweiten, römischen Periode. An sie schließt sich das Mittelalter, fast wie ein Anhang ohne selbständigen Gehalt an, denn es gilt in ihm die Erziehung der

Barbaren auf dem Grunde und mit den Mitteln der bisher gewonnen Erkenntnis. Als diese Erziehung das Ziel erreicht hat, führt die Innerlichkeit der Germanen über das Erreichte hinaus. Was zuvor nur in seinem thatsächlichen Bestande und seiner gegensätzlichen Bedingtheit begriffen war, wird nun in seiner innern Entwicklung aufgefaßt: die Lehre von der Rechtfertigung und Heilsordnung, das innerliche Werden also des von der Sünde erlösten, in der Heiligung begriffenen Christen wird durch die Reformation dogmatisch und symbolisch festgestellt. Endlich aber die Neuzeit ist durch einen unerhörten Individualismus gekennzeichnet. Alle Bande lösen sich, Gewerbefreiheit, Auflösung der Hörigkeitsverhältnisse aller Art, gleiche Berechtigung der verschiednen Stände u. s. w. sind die Interessen, um welche sich die Bestrebungen der Zeit drehen. Den Staaten zuerst erwachsen daraus die drückendsten Probleme: der alte Polizeistaat und der neue Konstitutionalismus suchen, jedes in seiner Art, dem neuen Zustande gerecht zu werden. Aber die Staaten allein werden das Problem nicht lösen. Die Kirche wird ihnen zu Hilfe kommen müssen. Sie wird den Gliedern des Polizeistaats, der mit seinem Argusauge mißtrauisch über Allem wacht, in ihren Gemeinden eine Stätte freien, frischen, aber zugleich gemütlich fesselnden und verknüpfenden Lebens bereiten. Sie wird zugleich den konstitutionellen Staaten — „wenn sie nicht versäumen, ein festes Kirchenregiment auszubilden" — in ihren Gemeinden, Kirchspielen, Instituten ein neues Band der Gemeinsamkeit für die isolirten Atome darbieten. Das Problem also, das der dogmatischen Arbeit der Neuzeit gestellt ist, kann sich nur um das Wesen der kirchlichen Gemeinschaft selbst bewegen. Denn „eine solche Entwicklung des kirchlichen Organismus — wie sie die Neuzeit fordert — kann nie ohne eine zur Seite gehende dogmatische Entwicklung der Lehre von der Kirche erfolgen." Damit also wäre für die Zukunft die dogmatische Aufgabe formulirt und zugleich die vierte, bisher letzte Periode der Dogmengeschichte von Kliefoths Seherblick eingeleitet.

4

Diese Konstruktion der Geschichte hat einen ungeheuern Eindruck gemacht. Gewirkt hat sie doch nicht im Sinne ihres Entdeckers, und er selbst hat das Kind seiner Jugend bald genug zu verleugnen Anlaß gehabt. Zunächst freilich konnte es scheinen, als ob die folgenden Jahrzehnte kirchlicher Publizistik Kliefoths Zukunftsschau bewähren wollten. Eine Unzahl von Schriften erging sich in immer neuen Erwägungen über Wesen und Begriff der Kirche. Daß dabei wirklich neue Gedanken zu Tage getreten wären, wird man kaum behaupten können, am allerwenigsten Gedanken, die den gesamten überlieferten Stoff des Dogmas in neue Gärung zu bringen vermocht hätten. Das ist eher dort geschehn, wo man Kliefoths Konstruktionen entschieden ablehnte. Wo man ihm zustimmte, vergaß man seine energischen Ausführungen über die lähmende und erschlaffende Gewalt eines fertigen formulirten Dogmas. Die Kirche, die man entdeckte, hatte ihr Wesen im Bekenntnis; das Bekenntnis aber setzte sich aus den drei Dogmenkreisen zusammen, die die Vergangenheit fertig erarbeitet hatte. Ein Buch, das kräftig, wie wenige, gegen die Herrschaft eines trägen Traditionalismus gekämpft hatte, hat diesem schließlich ebenso kräftigen Vorschub geleistet. Und die Dogmengeschichte konnte so nicht verhindern, zum Neubau eines Hauses verwandt zu werden, auf dessen Zerstörung sie ursprünglich ihre beste Kraft gerichtet hatte. Gedenkt man dieser Geschicke der Disziplin, so wundert man sich nicht, wenn Adolf Harnack dem ersten Bande seines Lehrbuchs der Dogmengeschichte den Wunsch mit auf den Weg gab, daß er nicht unwürdig des hellen und strengen Geistes erfunden werde, der über den Anfängen der jungen Wissenschaft gewaltet hat. Denn auch Kliefoth — der von 1839 — könnte Nichts dagegen haben, wenn einem erstarkten Traditionalismus von neuem eine kühne und freie Kritik kräftig entgegenträte. Sie wird unterdessen gelernt haben, auch ihrerseits die Geschichte positiv zu würdigen. Aber sie wird auch nicht vergessen, daß das Dogma unter allen Umständen ein — sekundäres — Produkt der Frömmigkeit ist. Beugen wird sie sich nie unter dieses, nie wird sie in der fertig überlieferten Erkenntnis der Vergangenheit Glaubensgesetze für Gegenwart und Zukunft anerkennen. Denn auch sie will der Frömmigkeit dienen, indem sie ihr den Weg ebnet zu den Quellorten ihres Lebens. Abgeleitete Wasser aber sind keine Quellen.*)

Samuel Eck

Charles Sheldon

ein Vorkämpfer des christlichen Sozialismus in Nordamerika

Im Juni dieses Jahres bemerkte ich während eines Ferienaufenthalts am Genfer See im Schaufenster einer großen Buchhandlung von Montreux ein in mehreren Exemplaren ausgestelltes Buch in merkwürdigem blauem Umschlag, einen steinigen Bergpfad darstellend, auf dem ein Kreuz winkt. Die umgeheftete buchhändlerische Empfehlung behauptete, das Buch, dessen französische Uebersetzung hier unter dem Titel: Notre Exemple ou Que ferait Jésus? erscheine, habe in England das größte Aufsehen erregt. Etwas neugierig, aber noch mißtrauischer geworden, ließ ich das Buch, dessen englisches Original unter der Ueberschrift: In his steps (In seinen Spuren) ich dann auch im Lesezimmer unsers Hotels aufgelegt fand, vorerst ungelesen, erfuhr dann aber durch einen Freund, der die englischen christlichen Zeitschriften liest, daß es sich bei diesem Romane — denn als solcher will In his steps gelten — in der That um ein ganz bedeutendes Ereignis handle; der buchhändlerische Erfolg in Amerika und England sei ein ganz kolossaler, man spreche von Millionen von Exemplaren und gehe so weit, zu behaupten, daß seit der Bibel in den Ländern englischer Zunge kein Buch eine so riesige Verbreitung gefunden habe. Obendrein las ich in der Semaine religieuse eine interessante Probe von dem ersten Kapitel. So kaufte ich mir das blaue Buch. Selten hat eine Lektüre in mir einen so tiefen, nachhaltigen Eindruck hinterlassen, die „Geschichten aus Drumtochty," deren Tendenz aber ganz andrer Natur ist, vielleicht ausgenommen**). Vielleicht wird es manchem der deutschen Leser auch so gehn: die deutsche Uebersetzung „In seinen Fußstapfen" ist inzwischen, bevorwortet von Stöcker, auch erschienen. (Basel, Spittlers Nachfolger, 168 S., 1 Mk., geb. 1.60.)

Das Hauptthema des Buches: „Was würde Jesus thun?" diese Frage, die sich dann auch wirklich wie ein roter Faden durch alle die zum Teil ziemlich lose aneinandergereihten Kapitel hindurchzieht, dieser wie eine Herausforderung klingende Titel hat zuerst etwas geheim Anziehendes und Abstoßendes zugleich für unsre Ohren. Inwiefern anziehend, das brauche ich ernstgesinnten Christen nicht zu erklären; abstoßend aber, weil wir uns aus Gründen gegen diese ganze englische Erbauungs- und Erweckungslitteratur skeptisch verhalten. Doch hier handelt es sich um kein Erbauungsbuch; um ein Erweckungsbuch ja — aber, um das gleich zu sagen, die ganze Art des Verfassers hat nichts Unangenehm-Amerikanisches und -Englisches. In der ganzen Behandlung obiger Frage zeigt sich so wenig Hang zu methodistischer Schwärmerei und Uebertreibung, der heilige sittliche Ernst, der das ganze Buch durchzieht, und selbst das Ungestüm, mit dem obige Frage dem Leser wieder und wieder vorgelegt wird, hat so gar nichts Verletzendes, daß man von Kapitel zu Kapitel immer mehr Respekt, oder vielmehr immer mehr Lust bekommt, dem unbekannten Verfasser drüben über dem Ozean recht warm die Hand zu drücken. Ja, trotzdem uns hier die Nachtseiten amerikanischen Kirchenlebens und Christentums unverhüllt vor Augen geführt werden, so verlieren wir im Verlaufe unsrer Lektüre doch manches Vorurteil; wir sehen soviel wackere Männer und Frauen dort drüben, die in der Hauptsache mit uns ganz eines Sinnes sind, daß wir uns ordentlich freuen.

---

*) Dieser Aufsatz war für Nr. 42 zu Ehren der fünfzigsemestrigen akademischen Lehrthätigkeit Professor Harnacks geschrieben und mußte leider wegen Raummangels zurückgestellt werden. D H

**) Der deutsche Titel lautet: Beim wilden Rosenbusch. Schottische Erzählungen von Jan Maclaren. Stuttgart, Steinkopf, 1898. 4, gebunden 5 Mk. Vgl. Nr. 48 d. vor. J. Ein weiterer Band erscheint etwa binnen acht Tagen im selben Verlage unter dem Titel: Altes und Neues aus Drumtochty. D H

Und ist nicht schon die beispiellose Verbreitung eines derartigen Buches ein gutes Zeichen für die dortigen Christen? Von Amerika selbst fehlen uns noch die Zahlen, aber von England wissen wir, daß sofort nach dem Bekanntwerden von In his steps sich neun Verleger um die Ehre stritten, das Buch in allen möglichen Ausstattungen auf den Markt zu bringen: sechs Millionen Exemplare waren der Anfangserfolg, der sich aber noch lange nicht zu erschöpfen scheint. Dabei ist In his steps nur ein Werk, wie kompetente Beurteiler versichern, durchaus nicht das beste, eines ungemein fruchtbaren Schriftstellers, dessen Name auch in seinem Heimatlande bis vor kurzem noch ganz unbekannt war.

Charles Sheldon ist ein Mann in den besten Jahren, Pastor einer kleinen Kongregationalistengemeinde im Süden der Vereinigten Staaten. Vor einigen Jahren, als er sein Amt antrat, fand er das religiöse Leben der ihm anvertrauten Seelen auf einem so tiefen Stande, daß er sofort beschloß, neue Mittel zu versuchen, um vorerst den beinahe ganz verlassenen Abendgottesdiensten etwas Anziehungskraft zu verleihen. Eines Sonntags zeigte er beim Morgengottesdienst seinen Gemeindegliedern an, daß die Abendversammlungen eine gänzliche Umgestaltung erfahren sollten. Der am Abend herbeigeströmten Menge las darauf der Pastor das erste Kapitel einer von ihm verfaßten Novelle „Die sieben Tage von Robert Hardy; ein Traum und seine Folgen“ vor. Die meistens aus Angehörigen der reichen und gebildeten Klasse bestehende Zuhörerschar hing nach wenigen Minuten voller Aufmerksamkeit an seinen Lippen. Der folgende Sonntag sah die ganze Jungmannschaft der Stadt, die bis dahin aus Furcht in eine Falle zu geraten noch fern geblieben war, um seine Kanzel versammelt. Das Interesse stieg von Sonntag zu Sonntag, und der Zweck des Unternehmens, die ganze Gemeinde, Jung und Alt, an den Gottesdiensten regelmäßig teilnehmen zu sehen, wurde vollkommen erreicht. Damit begann die christlich-soziale Thätigkeit des heute so gefeierten Schriftstellers, denn in Amerika pflegt jede planvoll in Gang gesetzte Bewegung lawinengleich zu wachsen.

Christlich-sozial im Sinne eines Ehrentitels nennen wir die Tendenz der Sheldonschen Schriften. Wir dürfen das um so mehr, als sie ihm von seinen dogmatisch gerichteten Gegnern zum heftigen Vorwurf gemacht wurde. Sie schalten ihn direkt einen Sozialisten, weil er sich in konsequenter Verfolgung seiner evangelischen Grundsätze genötigt sah, ganz besonders dem mit äußerer Kirchlichkeit sich brüstenden Mammonismus zu Leibe zu gehn und ihm einen großen Teil der Schuld an der grenzenlosen Verkommenheit der Volksmassen zuzuschreiben. Sheldon ist es nicht um die „Herausrettung einiger Erwählten“ zu thun, wie dem Manne, der früher in Düsseldorf in ähnlichem Sinne wirkte, nun aber die Parole eines unbarmherzigen Christentums ausgegeben hat; sondern Sheldon glaubt, er glaubt mit dem ganzen Jesuseifer eines liebeglühenden Herzens an die Möglichkeit und dringende Notwendigkeit einer sofortigen Umgestaltung des christlichen Lebens nach dem allein Geltung beanspruchenden Grundsatze: Handeln, wie Christus handeln würde, nicht wie er damals, unter andern Verhältnissen und Zeitumständen gehandelt hat, sondern wie er jetzt in jedem Augenblicke deines Lebens an deiner Stelle handeln würde. Insofern berührt sich ja die durch Sheldon hervorgerufne Bewegung mit so vielen andern, die in England und Amerika im Laufe der letzten hundertundfünfzig Jahre ihren Ursprung nahmen, vor allem mit der der neuerdings entstandnen (Jünglings-) Vereine zur Pflege von lebendigem Christentum. Aber wer von uns freute sich nicht von ganzem Herzen über jede neue derartige Prophetenstimme, besonders wenn ihr Klang, wie das bei Sheldon der Fall, Kraft und Bestimmtheit mit zarter Innigkeit zu verbinden weiß?

Es muß ein ungemein mutiger und vielseitiger Mann sein, dieser amerikanische Kongregationalistenprediger. Er greift alle Seiten des sozialen Lebens auf einmal an, leuchtet in alle, auch die verborgensten Winkel hinein und versteht es doch, in jedem seiner Bücher das Interesse immer auf eine Hauptfrage zu konzentrieren. In dem bisher weitverbreitetsten In his steps geht er besonders dem Alkoholismus zu Leibe, der in den von der Temperenzbewegung bisher weniger berührten Süd- und Weststaaten noch furchtbare Verheerungen anrichtet und von vielen reichen „Christen“ als wichtige Einnahmequelle sorgfältig gehegt und gepflegt wird. Mit Recht wird indessen gerade diesem Buche Sheldons von Dr. Clifford, dem Verbreiter dieser Ideen in England, der Vorwurf gemacht, die darin vorkommenden Hauptfiguren seien fast alle der begüterten Klasse entnommen, deren Angehörigen es wohl leichter falle, jenes Versprechen, nach Jesu Grundsätzen zu handeln, auch getreulich zu erfüllen.*) Diese Einseitigkeit soll indes, wie uns Madame Word de Charrière in einem bemerkenswerten Aufsatze im Augustheft der Revue chrétienne belehrt, in den beiden bedeutendsten Werken Sheldons: Richard Bruce und Crucifixion of Philipp Strong, überwunden sein.

Daß In his steps als Roman uns ziemlich kalt läßt, indem die ganze Aufmerksamkeit auf die Behandlung der religiös-sozialen Probleme konzentrirt bleibt, gereicht dem Verfasser nicht zum Vorwurf. Er ist kein zünftiger Schriftsteller, er will wecken und zum Kampf aufrufen, aber er benutzt dazu jedes ihm geeignet erscheinende Mittel, und da die große Masse gern Romane liest, so hat er diesen Rahmen gewählt, um auf seine Ideen aufmerksam zu machen. Trotzdem also die litterarische Bedeutung seiner Werke eine geringe ist, so kann man ihm doch ein bedeutendes Talent für spannende Stimmungsmalerei nicht absprechen. Der bei jedem Leser durchschlagende Erfolg des ersten Kapitels von In his steps legt dafür beredtes Zeugnis ab. Wir hatten für die Christliche Welt eine Uebersetzung der ersten zwölf Seiten des Buches vorbereitet. Aber nachdem nun die deutsche Uebersetzung endlich erschienen und Allen zugänglich ist, müssen wir dieser Veröffentlichung entsagen. Wir schließen also lieber mit der Wiedergabe einiger Sätze aus Richard Bruce, wo Sheldon einem der Hauptthelden (Sheldons Bücher sind alle sehr figurenreich) dem mutigen Prediger King eine kurze Zusammenfassung seiner Ideen in den Mund legt:

Wir rühmen uns wohl, so ruft King in einer seiner Predigten, wir rühmen uns unsrer Schulen, Universitäten, der Fortschritte in Wissenschaft, Litteratur, Kunst, Medizin, Jurisprudenz. Aber wo ist denn die Anstalt, in der man die Liebe zur Menschheit lernen könnte? Unsre Schulen bereiten Jahr um Jahr Tausende von jungen Leuten vor, um möglichst glatt ihren Weg durch die Welt zu finden. Sie sind ausgerüstet von Kopf bis Fuß, um Geld und Ruhm zu erobern; aber wie Wenige gehen daraus hervor mit einem lernenden Herzen für ihren Nächsten? Oder haben sie auch nur etwas Studium verwandt auf die Bedürfnisse, die Leiden, die guten und schlechten Bedingungen, unter denen der Mensch lebt? Warum sind die Lehrer der Wissenschaft meistens so kalt? Weil sie die Menschheit nicht kennen, in deren Mitte sie leben. Ich protestire gegen ein derartiges Erziehungssystem. Wir befinden uns in einem Jahrhundert des Fortschritts, aber nie vielleicht hat man alles das so vernachlässigt, was zum geistigen Wachstum des Menschen hinführt. Was nützt es, die exakte Entfernung zu berechnen, die uns von den Sternen trennt, zu reden mit der Beredsamkeit eines Chrysostomus und alle Geheimnisse des Weltalls zu kennen, solange man blind bleibt gegenüber den Bedürfnissen seiner Mitmenschen und taub gegenüber dem stummen Hilferuf des Bedrängten? Liebe, du bists, nach der alle Welt seufzt! Man verlangt Brot, und wir bieten Steine. Ist nicht in Gottes Augen derjenige am gebildetsten, der am meisten liebt? Nicht ich sage das, sondern ein Jesus, ein Johannes, ein Paulus. Und der beste Teil der Menschheit hat es zu allen Zeiten bestätigt. Die Welt seufzt, die Menschen sterben (vor Hunger), und sogenannte Christen sehen mit Gleichgiltigkeit auf solche Leiden hin. Männer, Brüder! Wie viele Zeit werdet ihr noch darauf verwenden, Geld auf Geld und Kenntnisse auf Kenntnisse zu häufen, während die menschliche Kreatur ihre flehenden Arme nach euch ausstreckt?

Brüschweiler

---

*) Jesus urteilte aber doch anders! D H

Das Denkmal des Bischofs

1

Die Festklänge sind längst verrauscht. Auch soll an dieser Stelle nicht wiederholt werden, was die Zeitungen nun schon vor Wochen über die Weihe des Teutschdenkmals, die fremden Gäste, die Reden der deutschen Professoren, die Becherreden beim „Bankett," die Kommerse der Hochschüler gebracht haben, und was in besondern Zusammenstellungen weiter veröffentlicht wird. Doch ist es auch dieses Blattes würdig, ein gedrungnes Bild des unvergeßlichen Tages festzuhalten.

Zwei herrliche Feststunden waren es, die die Teilnehmer am 19. August dieses Jahres inmitten des Siebenbürgischen Sachsenvolkes in der altehrwürdigen Hermannstadt miterleben durften.

Zunächst im Gotteshause. Nach brausendem Gemeindegesang hielt der Superintendentialvikar — d. i. der ständige Vertreter des Bischofs, gewöhnlich kurz Vikar genannt — Heinrich Wittstock eine Predigt, die zugleich der Eröffnung der neunzehnten Landeskirchenversammlung und der festlichen Enthüllung des Bischof Teutschdenkmals galt. Zum Text hatte der Redner sich 1. Thess. 5, 5 f. erwählt, und was er nach beiden ihm gegebnen Gesichtspunkten über diesen Text sprach, schlicht, einfach, herzlich, ohne alle falsche Kunst, gleichwohl würdig und schön, das konnte eigentlich gar nicht besser sein. So wenn der Prediger an die Vertrauensmänner der evangelischen Landeskirche sich wandte mit den apostolischen Worten „Ihr seid allzumal Kinder des Lichts und Kinder des Tages":

> Nicht das wollen sie sagen, als ob von eurer Versammlung ein außergewöhnlicher Lichtstrom menschlicher Weisheit und Erkenntnis ausgehn werde, sondern sie fordern euch auf, daß ihr eure Seelen der vollen Kraft göttlicher Erleuchtung willig aufschließet; daß ihr das Licht von oben freudig in euch aufnehmet; sie mahnen euch, daß der, der von sich gesagt hat „Ich bin das Licht der Welt," auch euers Fußes Leuchte und ein Licht auf euern Wegen sein müsse, sollt ihr bei euern Beratungen und Beschlüssen nicht in die Irre gehn.
>
> Wohl gilt die Arbeit unsrer heute zusammentretenden Landeskirchenversammlung zunächst nur dem äußern Bau der Kirche; ihre Einrichtungen sollen verbessernd weitergeführt werden. Und wir wissen, daß das sichtbare Gewand der Kirche, ihre Verfassung, nicht dasselbe ist wie das Christentum. Kirchliche Ordnungen bilden noch nicht die christliche Religion, und kirchliche Gesetze und Vorschriften sind etwas Andres als das Reich Gottes, das der Heiland uns gebracht hat. Denn „das Reich Gottes ist inwendig in uns; es stehet nicht in Worten, sondern in Kraft." Und doch wäre es nicht wohlgethan, wollte man die hohe Bedeutung der äußern kirchlichen Ordnungen für die Erhaltung und Förderung innern christlichen Wesens und Lebens unterschätzen. Sie sind gleichwie die Strebepfeiler, die dem gewaltigen Bau eines gotischen Domes Kraft und Stärke und Festigkeit in sich selbst verleihen. Sie gleichen unsern alten Kirchenburgen, hinter deren Mauern die gottvertrauende Gemeinde alle die heiligen Güter, die die Kirche in ihrer Obhut hält, gegen die zerstörenden und auflösenden Mächte von außen erfolgreich zu verteidigen vermag. Die Gesetze und Ordnungen der Kirche fügen zu der Einigkeit im Geist den Segen der äußern Gemeinschaft und das starke Band einheitlicher, gemeinsamer Arbeit. Dem Schwachen geben sie einen Halt, den Wankenden halten sie fest, dem Starken bieten sie Raum für edelstes Streben, Allen aber zeigen sie gemeinsame, höchste Liebensziele und gemeinsame Wege zu diesen höchsten Zielen. So wird alle Arbeit an dem äußern Bau der Kirche, wenn sie von Gottes Geist getragen ist, zugleich ein Bauen an dem Reiche Gottes, ein Fördern und Mehren christlichen Lebens in uns und außer uns.

Und aus der Freundesseele heraus schilderte der greise Mitkämpfer dann den verewigten Bischof als ein Kind des Lichts, dessen hehres Bild uns nun fortan mahnen werde, nicht zu schlafen, sondern allzeit zu wachen und nüchtern zu sein.

Die andre Feststunde aber am Denkmal selbst. Die Hülle fiel, wir schauten das Erzbild des Bischofs, aus Donndorfs Werkstatt, in der sächsischen Pfarrerstracht, die Gestalt hochaufgerichtet, das Auge voll Zuversicht zur Höhe blickend, die rechte Hand auf Pergamente gestützt, die auf einer mit dem alten Sachsenwappen geschmückten Säule liegen, die Linke Gottes Wort ans Herz drückend. Da hob der derzeitige Bischof D. Friedrich Müller sein Weihegebet an:

> Was ist das für ein Mal, das ich sehe? so hat einst der fromme israelitische König gefragt, und die Leute in der Stadt sprachen zu ihm: Es ist das Grab des Mannes Gottes, der von Juda kam und rief solches aus, das du gethan hast (2. Kön. 23, 17). So fragen wir hier nicht im Angesicht dieses Denkmals; denn wir wissen es ja, ohne zu fragen, wessen das Mal ist, das, soeben von Künstlerhand geschaffen, vor uns enthüllt ward, und daß der, dessen Bild es den kommenden Geschlechtern aufbewahren soll, auch war ein Mann Gottes, gekommen zu verkünden, was Du, Herr Gott, gethan, daß das Volk hier erhalten werde Deinem Dienst und gerettet vor schnödem Abfall und Verderben. . . .

Jene Haltung der rechten Hand fand hier folgende Deutung: aus dem Schutt der Vergangenheit habe dieser Mann die Zuversicht zu dem höchsten Gott, der das Volk bis dahin geführt und auch weiter nicht verlassen wollte, in das Herz dieses Volkes wie eine frische Blutwelle eingeführt, es glauben gelehrt an sein gutes Recht hier und seinen Bestand:

> Darum ruht seine Rechte so fest auf den Urkunden seiner Geschichte, und es ist, als spräche sein Mund dabei: Nicht Fremde, nicht Siedler sind wir hier im Lande, sondern Bürger und Freie, Mitschöpfer dieses Staates kraft unsrer Arbeit und kraft Recht und Gesetz, wie gestern, so heute. Ein Schwur aufs Schwert wars einst, den wir dem Land und dem König geleistet. Wir hielten ihn und begehren nun Treue um Treue. . . .

Der Landeskirchenkurator Albert Arz von Straußenburg, der namens des Landeskonsistoriums das Denkmal in die Hut der Stadt übergab und seine Entstehungsgeschichte kurz zeichnete, wies dabei auf die vier Männer hin, die im Medaillon den Sockel schmücken, nämlich Teutschs Vorgänger: der Bischof Georg Paul Binder, ferner der letzte Sachsenkomes Konrad Schmidt, der Schulrat und Geschichtsforscher Johann Karl Schuller und der 1877 verstorbne geniale Landeskirchensekretär Franz Gebbel. (Man kann bedauern, daß nicht auch Hofrat Josef Andreas Zimmermann aus der Reihe der hervorragendsten Mitstreiter noch Raum gefunden hat, dessen Name mit der neuen Landeskirchenverfassung für immer verknüpft ist.)

Nachdem Bürgermeister Drotleff den Schutz der Stadt für das Denkmal feierlich gelobt hatte, erfolgte dessen Bekränzung. Das bunte prächtige Bild des Festzugs, der sich da entfaltete, mit seinen altsächsischen Trachten wird Niemand, der es gesehen hat, je vergessen.

2

Unter den Festgästen, bei denen auch hohe Uniformen bis zu der des Feldmarschalleutnants hin nicht fehlten, mußte dem Beschauer alsbald die Erscheinung des Metropoliten der griechisch-orientalischen Kirche Metianu auffallen. Auch er ließ es sich nicht nehmen, beim Festmahl einen Trinkspruch auszubringen. Er führte aus, daß die christlichen Kirchen, wenn auch in ihren Bekenntnissen und Dogmen verschieden, doch in Einem gleich seien: in der Liebe, und erhob sein Glas auf die Gläubigen der evangelischen Kirche, deren Vertreter und insbesondre auf den Bischof D. Müller.

Im Anschluß daran erscheint uns von besondrer Bedeutung die Beurteilung, die die Festfeier bei den Romänen fand, und wir meinen verkürzt wiedergeben zu sollen, was das Hermannstädter Metropolitanorgan, der Telegraful Roman, schrieb:

Unsre Kirche, speziell eingeladen, hat sich für verpflichtet erachtet, bei diesen Festlichkeiten unsrer sächsischen Kompatrioten vertreten zu sein und durch die Anwesenheit ihrer Vertreter den Gefühlen der Brüderlichkeit und guten Nachbarschaft Ausdruck zu geben, obgleich sie sich dessen bewußt ist, daß Superintendent D. Teutsch nicht unter die Freunde des romänischen Volkes gezählt werden kann . . .

Die Festlichkeiten haben allen Anwesenden durch den Ernst, die Würde und den erreichten Erfolg imponirt. Alle damit verbundnen Kundgebungen des sächsischen Lebens waren großartig und schön, begeisternd und eines Kulturvolkes würdig. Aus ihnen können ebenso, wie alle Andern, im besondern auch wir Romänen geeignete Lehren ziehn über die Art, wie wir in den Bethätigungen unsers romänischen Lebens vorzugehen haben. In der Pflichterfüllung haben wir Allen nachzuahmen und im besondern den Sachsen, von denen wir auch auf andern Gebieten oft Heilsames entlehnt haben.

Der gegenwärtige Augenblick hat vorzugsweise ans Licht gebracht, wie sehr sie die Häupter ihrer Kirche zu schätzen und zu verehren verstehen, wie sehr sie nicht nur mit leeren Phrasen, sondern auch mit sichtbaren Thaten zu ihrer Kirche und deren Einrichtungen stehen. Alle Festredner haben diese gute Eigenschaft des sächsischen Volkes berührt, indem sie laut betonten, daß das Schicksal und die Zukunft ihres Volkes mit dem Schicksal ihrer Kirche fest verbunden seien, deren Apostel auch Teutsch gewesen ist.

Gerade die Errichtung des in Rede stehenden Monuments ist ein neuer Beweis von der Art, wie sie ihre Liebe zur Kirche und zu deren vielverdienten Männern zu äußern wissen. Kaum ist Teutsch im Jahre 1893 gestorben, und nach sechs Jahren steht sein Monument schon da und verkündet den Söhnen des sächsischen Volkes die Tugenden eines seiner auserwählten Söhne und eifert alle an, ihm in ihrer Thätigkeit zu folgen. Wir aber? In fünfundzwanzig Jahren haben wir kaum die Kollekte für das Monument eines Siaguna in Fluß gebracht, der für uns Alles gethan hat und hinwiederum wir für ihn — so Wenig. Und welcher Unterschied zwischen einer Handvoll Menschen von kaum Zweihunderttausend und fast Zwei Millionen?

Wir können hier auch das Moment der Teilnahme so vieler ausgezeichneter Männer der evangelischen Kirche und so vieler Universitäten Deutschlands nicht unerwähnt lassen. Dies ist ein Beweis von dem Kindesverhältnis, das die Sachsen mit der großen Kirche Deutschlands und mit der Wissenschaft seiner Universitäten aufrecht erhalten. Aus dieser Verbindung schöpfen sie die Nahrung zu ihrer Erhaltung und zur fortwährenden Entwicklung in Uebereinstimmung mit der Richtung und den Interessen der allgemeinen Kirche. Diese geistige Verbindung mit ihren Glaubensgenossen aus der Ferne bringt auch die Einheit ihrer kulturellen und kirchlichen Entwicklung mit sich . . .

Nicht weniger Aufmerksamkeit verdient der Umstand, daß das sächsische Volk, von seinem Haupte an bis zu seinem letzten Gliede sich vollständig mit seiner Kirche verwachsen gezeigt hat. Dies konnte man nicht nur an dem Geiste der gehaltnen Reden erkennen, sondern auch und zwar ganz besonders an dem Gottesdienst in der Kirche. Es waren dort hohe Geistliche, Universitätsprofessoren, Professoren der Mittelschulen, Beamte aus allerlei Aemtern, Studenten, Frauen u. s. f., und alle sangen mit einer besondern Sicherheit und in vollkommner Harmonie, sodaß sie die Kirchenkinder eines einzigen Geistlichen zu sein schienen, der sich seiner hohen Sendung voll bewußt ist. . . .

Hierauf [d. h. nach den unmittelbar nach der Enthüllung des Monuments gehaltnen Reden] folgte ein Danklied, an dem Alle sich aktiv beteiligten, ohne Unterschied, ob sie aus Siebenbürgen waren oder aus dem entferntesten Winkel Deutschlands. Geradezu imposant war diese auf kirchlichem Gebiet zum Ausdruck gebrachte Einheit der Kultur . . .

In diesem Augenblicke aber — 13. September — melden die öffentlichen Blätter: „Die historische sächsische Fahne, blau und rot, ist durch einen Ministerialerlaß vom 1. August dieses Jahres verboten worden. Was Tisza und Banffy noch erlaubten, das hat Szell verboten.“ Beim Festmahl in Hermannstadt versicherte ja wohl noch Jemand Szell des besondern Vertrauens.

Ob man die Erinnerungen der Siebenbürger Sachsen auslöschen kann? Wie sehr sie diese zu pflegen wissen, das zeigte

die Festvorstellung, mittels deren die Geschichte der siebenbürgisch-sächsischen Volksdichtung in Wort, Sang und Bild vorgeführt wurde, ausgehend von dem uralten Auswanderungsliede des zwölften Jahrhunderts in der flandrischen Heimat: „Ins Ostland wollen wir reiten,“ bis zu dem Brauche des Schwerttanzes bei der Kürschnerzunft, der zum letztenmal 1852 vor dem damals jugendlichen noch regierenden Könige von Ungarn aufgeführt wurde, und dem für die heurige Festvorstellung — mit den alten Schwertern — der Schwerterspruch gedichtet war:

Was wir gelobt am heutigen Tag,
Das künde unser Schwerterschlag;
Wir wollen bleiben treu und deutsch
Und würdig unsers Bischofs Teutsch!

Verstehen wir es besser, unsre Volkserinnerungen zu pflegen?

3

Wenigstens dreien der reichsdeutschen Gäste — außer dem Unterzeichneten den Professoren Harnack und Nippold — war es möglich, der Hauptversammlung des „Allgemeinen Frauenvereins der evangelischen Landeskirche A. B.“ in den siebenbürgischen Landesteilen Ungarns beizuwohnen und damit auch dem trefflichen Vortrag, den die Gattin des Stadtpfarrers Klein über Therese Gebbel, die Mutter jenes obengenannten ausgezeichneten Landeskirchensekretärs, verlas. Naturgemäß kann es Niemand einfallen, in Deutschland alle gemeinnützigen Frauenbestrebungen verschiedner Art in Einen Frauenverein hineinbannen zu wollen. Aber doch, wie bedeutsam und segensreich ist dieser „allgemeine“ Frauenverein, der in seinem das gesellschaftliche und öffentliche Leben beeinflussenden und veredelnden Wirken diese mannigfachen Bemühungen zusamt den Aeußerungen vielseitig wohlthätiger Humanität in die engste Beziehung mit dem religiös-kirchlichen, evangelischen Leben zu setzen weiß!

An dem Kommerse der Studenten (d. i. Gymnasiasten) und Hochschüler nahmen auch Eltern und Schwestern teil. Mit großem Gewissensernste wurde den „akademischen Hörern,“ die auf deutsche Universitäten ziehen, die Verantwortung aufs Gewissen gelegt, die sie damit für sich, ihre Familien, ihr Volk auf sich nehmen.

Was brauchten wir in Deutschland mehr, als Ordnungen und Schranken der Zucht für die Jugend, die dem Schulszepter entronnen, der militärischen Disziplin noch erst entgegenwächst? Ob nicht doch eine Möglichkeit wäre, von den „Bruder- und Schwesternschaften“ der Landgemeinden Siebenbürgens wenigstens Etwas zu lernen, was unserm jungen Geschlechte frommen und der Klage etwa ein Ziel setzen möchte, daß mit der Jugend nicht mehr auszukommen wäre?

Keine Frage, daß in vielen Stücken von Alldeutschland her zu Nutz und Segen den Sachsen die Hand geboten werden kann und soll. Es ist nicht so, wie es dem oberflächlichen Beschauer der reichen Gemeinden des Burzenlandes erscheinen kann, als sei in Siebenbürgen eitel Wohlstand, als gebe es hier eine Diaspora nicht, die der helfenden Bruderhand des Gustav-Adolf-Vereins bedürftig sei. In anschaulicher Weise und mit Recht hat auf der diesjährigen Versammlung des württembergischen Hauptvereins in Calw Pfarrer Friedrich Kramer aus Heidendorf die einschlagenden Verhältnisse beleuchtet:

Von unsern 250 Gemeinden sind etwa nur 150 solche, die auf sogenanntem freien Sachsen- oder „Königsboden“ stehen. Diese sind nun zumeist imstande, ihr eignes Kirchen- und Schulwesen, wenn auch unter Anstrengung ihrer ganzen Kraft, emporzuhalten. An 100 Gemeinden aber lagen bis zum Jahre 1848 auf Adelsboden, waren hörig und besitzen fast gar kein Gemeinde- und Kirchenvermögen. Der größte Teil des Gemeindegebietes gehört einem oder mehreren ungarischen Adligen, die Bewohner selbst haben nur geringen Grundbesitz oder sind, wo sie adligen Besitz angekauft und aufgeteilt haben, mit Schulden überlastet. Sie zahlen hohe Gemeinde- und Kirchenumlagen und können trotzdem weder die Pfarrbezüge auch nur auf die Höhe von 500 Gulden ö. W., noch die Bezüge der Lehrer auf die gesetzliche Minimalhöhe von 300 bis 400 Gulden ö. W. bringen, und zumal die offiziell im Jahre 1893 festgestellten Quinquennalzulagen von je 50 Gulden ö. W. für die Lehrer aufzubringen sind sehr viele dieser Gemeinden kaum in der Lage. Hier müßte nun die Landeskirche helfend eintreten. Sie thut es auch, so weit ihre Kraft reicht. Aber wie können 150 selbst oft notleidende Gemeinden die Last von 100 andern, fast aller Mittel ent-

blößten tragen? Hier, bei diesen ärmsten unsrer Gemeinden, ist unsre größte Not, hier ist unsre eigentliche Diaspora. Hier dauert auch der von uns allen schwer empfundne Zustand fort, daß für diese Hungerpfarreien keine theologisch-akademischen Pfarrer zu finden sind, und daß selbst größere Pfarreien Volksschullehrern mit sehr dürftiger theologischer Vorbildung anvertraut werden müssen. Es sind im Jahre 1896 solcher nichtakademischer Pfarrer 103 in dem Jahresbericht unsrer evangelischen Landeskirche angeführt, und sie sind eher in der Zunahme als in der Abnahme begriffen, da die Bewerber mit theologisch-akademischer Ausbildung selbst für die bis 800 Gulden ö. W. aus dem Pfarrbesoldungsfonds aufgebesserten Pfarrstellen sich noch spärlich finden. So steht denn nur der Gustav-Adolf-Verein noch zur Hilfe da.

Möge er es nicht an sich fehlen lassen! Aber von ungleich größerer Bedeutung noch wird es sein, wenn auch siebenbürgisch-sächsische Thatkraft neue Erwerbsquellen und -Zweige findet, und wenn der altangestammten Zähigkeit und treuem Fleiße es gelingt, in immer höherem Maße selbsteignen Wohlstand zu schaffen. Nur aufs herzlichste können wir wünschen, daß in diesem Sinne die Ratschläge und Bemühungen des treuen Dr. Karl Wolff, den die Seinen billig hochhalten, das Rechte treffen und gedeihlichste Verwirklichung finden.

Es ist mir kein Zweifel, dies Völkchen wird fortbestehen, wenn und solange es treu am reinen Evangelium festhält. Besteht es aber fort, so wird es auf dem vorgeschobnen Posten, den es einnimmt, auch noch einen besondern geschichtlichen, ich denke kulturellen und religiösen, christlichen Beruf haben. Und dahin weist das Vermächtnis des Bischofs, dahin sein ehernes Bild.

4

Es war gewiß ein glückliches Zusammentreffen, daß gerade in diesen Festtagen der Sohn Georg Daniels, Friedrich Teutsch, dem übrigens anläßlich der Denkmalsweihe für den Vater die theologische Fakultät Jena — wie einst dem Vater, so jetzt dem Sohne — ihren theologischen Doktorhut aufs Haupt gesetzt hat, des Vaters Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk (zunächst den 1. Band: Von den ältesten Zeiten bis 1699) in dritter Auflage, mit Aenderungen nur da, wo das sichere Ergebnis der tiefern Forschungen bei Einzelheiten solches verlangte, herausgeben konnte. Es mag aber ein kleines Bild von der litterarischen Rührigkeit der siebenbürgisch-sächsischen Theologen abgeben, wenn hier beigefügt wird, daß fast gleichzeitig mit jenem ausgezeichneten Buche dem Berichterstatter ein andres Schriftchen zu Händen kam: „Leitfaden zum Unterricht in der evangelischen Sittenlehre; im Anschluß an Dr. Richard Rothes theologische Ethik abgefaßt" (64 Seiten, Hermannstadt, Jos. Drotleff, 1899) in zweiter, umgearbeiteter Auflage, dessen Verfasser, Pfarrer Gottfried Orendi in Sächsisch-Reen, dabei brieflich einlud: in dem bescheidnen Schulbuch blätternd daraus zu ersehen, wie wir auf der Grundlage der Ethik Richard Rothes unsre Jugend zu unterrichten suchen, des Mannes, in dem in so wunderbarer Weise frommer Glaube mit einem klaren Blick für die gegebne Wirklichkeit sich einten; in dessen Geist wir nach seinen Worten aus unsrer Jugend so gern „fromme Christen" und zugleich moderne Menschen machen möchten, unbeirrt dadurch, daß so Viele sagen, daß niemals Beides „einstimmig miteinander gehen könne."

Als der Unterzeichnete von dem unweit Hermannstadt, aber schon hoch im Gebirge gelegnen Kurhause „Hohe Rinne" Abschied nehmen mußte, wurde ihm von einem ergrauten hohen Beamten und vormaligen Volksvertreter ein Blättchen mitgegeben, auf dem Folgendes — aus dem Schilleralbum der Wiener Universität von 1859 — stand:

Kennst du das Eichenästchen,
In fremde Erde versetzt,
Dem Alt- und Maroschwelle
Die Wurzel rauschend netzt?

Kennst du das Eichenästchen,
Das selbst sich nur gepflegt
Und doch so unverkennbar
Den Wuchs der Eiche trägt?

Du kennst es, deutscher Bruder,
Es ist dir stammverwandt:
Es ist das Sachsenvölkchen
Im Siebenbürger Land. (Emil Lange von Burgenkron)

Hermens

Der Kongreß für Innere Mission in Straßburg

Das waren inhaltsreiche, gesegnete Tage! Noch waren wir ganz erfüllt von den tiefen Eindrücken, die in den letzten Septembertagen der Instruktionskursus für kirchliche Liebesthätigkeit in Basel geboten hatte, da rief uns der dreißigste Kongreß für Innere Mission in der ersten Oktoberwoche ins Elsaß, nach Straßburg. War schon der Basler Kursus überaus lehrreich, aber auch sehr anstrengend gewesen, so war das Straßburger Programm noch umfassender, vielseitiger, bedeutender. Im Verlaufe von vier Tagen fünf Gottesdienste, ein Begrüßungsabend, zwei öffentliche Versammlungen mit volkstümlichen Ansprachen, zwei Hauptversammlungen, etwa zehn Spezialkonferenzen über wichtige Tagesfragen mit Vorträgen und Diskussion; daneben freie gesellige Zusammenkünfte, Gedankenaustausch mit alten und neuen Freunden, wohlthuende Gespräche mit liebenswürdigen Gastfreunden, ein festliches, gemeinsames Mittagsmahl und die Besichtigung verschiedner Sehenswürdigkeiten und Anstalten der Innern Mission! Die Zahl der eingeschriebnen Kongreßmitglieder war über 500, aber der Teilnehmer an den Versammlungen waren ungleich mehr, und bei den Gottesdiensten waren Tausende einmütig versammelt. An allen Konferenzen und Verhandlungen teilzunehmen, war einfach unmöglich. Man mußte mit einer zweckmäßigen Auswahl zufrieden sein. Ich gestehe, daß ich selbst einen Gottesdienst versäumt habe, um endlich einmal für mich allein zu sein und unter freiem Himmel in abendlicher Stille mich zu sammeln. Erst jetzt nach dem Schluß des Kongresses klären sich die Eindrücke.

Die Kongresse für Innere Mission pflegen in ihrer Gesamtanlage einander ziemlich gleich zu sein. Gleichwohl weist ein jeder wiederum besondre Charakterzüge auf. Auch der Straßburger Kongreß hatte, so schien es mir, seine charakteristische Eigenart.

Diese beruhte zum Teil auf dem heimatlichen Boden. Zum erstenmal tagte der Kongreß in Straßburg, überhaupt in den Reichslanden. Da war es kein Wunder, daß die geschichtlichen Erinnerungen immer wieder durchbrachen und der nationale Gedanke immer wieder betont wurde — in Predigten und Ansprachen wie in den Telegrammen an den Kaiser, die Kaiserin und den Statthalter. Noch mehr freilich als die nationale Zusammengehörigkeit kam die religiöse zu ihrem Rechte, und Namen wie Butzer und Kapito, Johannes Sturm, Spener, Oberlin, Härter — um nur die wichtigsten zu nennen — klangen immer wieder an unser Ohr. In der That ist das Elsaß, insonderheit Straßburg, für die Geschichte evangelischen Glaubens und evangelischer Liebesthätigkeit ein fruchtbarer Boden, bisher im wesentlichen ein selbständiges Gebiet, fortan aber hoffentlich mit den evangelischen Bestrebungen der andern deutschen Gaue in regelmäßiger und fruchtbarer Wechselbeziehung. Das „Handbuch für die Innere Mission in Elsaß-Lothringen" von Pfarrer Lic. Paul Grünberg, das dem Kongreß gleichsam als Morgengabe dargebracht wurde, ist ein vortrefflicher Führer. Jedem evangelischen Deutschen, dem schon vor Jahren bei dem Namen Straßburg das Herz höher geschlagen hatte, war es nun eine zwiefache Freude, in den Mauern der „wunderschönen Stadt" zu weilen, und der Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit im Geiste des protestantischen Glaubens und der evangelischen Liebe mit den elsässischen Brüdern unmittelbar gewiß zu werden.

Ein andrer Charakterzug des Straßburger Kongresses hing mit der Zeitlage zusammen. Wir stehen an der Wende des Jahrhunderts. Das gab den Verhandlungen und Gedanken den Ernst nüchterner Umschau, gewissenhafter Rechenschaft, aufrichtiger Selbstkritik. Vom Jubiliren und Rühmen, wie in dem Jubiläumsjahr des Kongresses, merkte man weniger als von stiller, eifriger Arbeit, heiliger Einkehr, erfreulichen Vorsätzen. Nicht umsonst lautete das Thema der ersten Hauptversammlung: „Die Forderung unsrer Zeit an christliche Charaktere, eine Beichte und ein Gelübde an der Wende des Jahrhunderts," und in meisterhafter Weise behandelte Generalsuperintendent D. Faber diese Aufgabe. Auch die übrigen Vorträge, die Predigten und die Debatten waren fast durchweg sachlich, konkret und fruchtbar gehalten, ohne Selbsttäuschung und Phrasenhaftigkeit. Nur die Begrüßungs-

ansprachen, die fast drei Stunden in Anspruch nahmen, hätten ohne Schaden kürzer sein können, und bei dem gemeinsamen Mittagsmahl trat trotz aller guten Vorsätze und Deiche die Redseligkeit doch einmal über ihre Ufer. Dagegen hätte man gern den sachverständigen Berufsarbeitern auf den verschiednen Feldern der Innern Mission oft noch länger zugehört. Zu dem nüchternen Arbeitscharakter des Straßburger Kongresses paßte es vorzüglich, daß der Zentralausschuß gerade jetzt die von ihm bearbeitete „Statistik der Innern Mission der deutschen evangelischen Kirche“ herausgab — ein umfassendes, höchst dankenswertes und für alle zukünftige Arbeit grundlegendes Werk.

Als drittes Charakteristikum möchte ich das friedliche Zusammenarbeiten der verschiednen Gruppen und Richtungen bezeichnen. Lutheraner, Reformirte und Unirte; Strengkirchliche und Anhänger der freien Evangelisation; Pietisten und Orthodoxe; Positive, Liberale, Vermittlungstheologen und Vertreter der Ritschlschen Theologie; Pfarrer, Stadtdiakonen und Evangelisten; Anhänger von Stöcker und Gemeinschaftsleute; Laien und Theologen, Mitglieder der Kirchenbehörden, praktische Geistliche und Universitätsprofessoren, Männer und Frauen aus den verschiedensten Volksschichten — alle waren einträchtig versammelt im Dienste der Einen großen Sache. Es herrschte, wenn auch hie und da eine gewisse Erregung und Spannung nicht zu verkennen war, im allgemeinen ein durchweg würdiger, verständnisvoller Ton. Ein Versuch Stöckers, gleich in der ersten Hauptversammlung den Gegensatz zwischen positiver und freier Theologie auch auf dem Gebiete der Innern Mission als entscheidend hinzustellen, wurde sofort abgewehrt und hatte glücklicherweise keine weitern Folgen. Vielmehr spürte man meist in Wort und Stimmung das Streben nach Verständigung und ehrlicher Gemeinschaft. Immerhin zeigte es sich bei der zweiten Hauptversammlung, daß diese Einmütigkeit noch nicht so weit gediehen war, um in einer so aktuellen Frage wie „Evangelisation und Innere Mission“ einen einheitlichen Beschluß herbeizuführen. Trotz seinem fast zweistündigen überaus gründlichen Referat hatte Stadtpfarrer Dr. Wurster aus Heilbronn nicht die Freude, daß seine wohlerwognen, inhaltsreichen Leitsätze von einer Majorität angenommen wurden. Während er eine Angliederung der Evangelisation an die Organe der Innern Mission befürwortete, wollten Andre die Evangelisation in ihrer Unabhängigkeit und Selbständigkeit schützen, und wieder Andre möchten sie dem eigentlich kirchlichen Organismus in freier Weise einverleiben. So wurde die Entscheidung hinausgeschoben, und es läßt sich noch durchaus nicht absehen, wie diese bedeutsame Angelegenheit wird geregelt werden können. Das Recht, die Notwendigkeit, den Segen einer evangelisatorischen Thätigkeit erkannten wohl die Meisten an; auch die Gefahren und Versuchungen solcher Arbeit verhehlte man sich nicht. Aber die Frage, wie Ordnung zu schaffen und Unheil zu verhüten sei, fand die verschiedenartigste Behandlung. Auch das Problem, welches das eigentliche Ziel der Evangelisation sein müsse, ob Bekehrung einzelner Seelen oder Volkserneuerung, ob kirchliche oder freie Gemeinschaftspflege und dergleichen, wurde in der mannigfachsten Weise erörtert.

Ueberhaupt hätte man über die Evangelisation wohl noch Tage lang weiter debattiren können. Dagegen war bei der ersten Hauptversammlung die Diskussion eigentlich überflüssig und unzweckmäßig. Ueberflüssig, weil im letzten Grunde doch Alle in Bezug auf Notwendigkeit und Wesen christlicher Charaktere einverstanden waren; und unzweckmäßig, weil die Diskussion keine wesentlichen Ergänzungen brachte, vielmehr den einheitlichen, tiefen Eindruck der Faberschen Rede beeinträchtigte. Faber hatte wirklich in den Herzen der Anwesenden eine „Beichte“ und ein „Gelübde“ lebendig gemacht. In solcher Stimmung scheut man weitere Erörterungen, und „Beichte“ und „Gelübde“ sind, wenn sie echt sind, nicht Gegenstand von Diskussionen und Resolutionen.

Nun noch einige Einzelheiten! Unter den Begrüßungsansprachen zeichneten sich wenigstens einige durch ausgeprägte Eigenart aus. So die Rede des Vertreters der Stadt Straßburg, des Professors der Jurisprudenz Dr. Mayer, der die Innere Mission als eine wertvolle Ergänzung der Arbeit der städtischen Behörden rühmte; ferner die frische und offne Ansprache des Vertreters der theologischen Fakultät, Professor D. Smend, der die Beziehungen zwischen Innerer Mission und theologischer Wissenschaft behandelte; endlich die feinsinnige Rede des bayrischen Oberkonsistorialrats Kelber, der die geistigen Verbindungslinien zwischen Straßburg und dem bayrischen Protestantismus klarlegte.

Die Gottesdienste waren fast alle liturgisch von wohlthuender Schlichtheit, dabei durch stimmungsvolle Chöre verschönt. Die Festprediger, Oberkonsistorialrat D. Reichard aus Posen, Pfarrer Ritter aus Zürich, Stadtdekan Braun aus Stuttgart, Pfarrer Cordes aus Frankfurt a. M., Hofprediger Stöcker, erbauten in den herrlichen Kirchen eine dichtgedrängte, andächtige Gemeinde. Ihre Texte waren: Judä Vers 20 ff. Jak. 5, 7 f. Joh. 15, 1—7. Mark. 11, 22. 1. Joh. 5, 4. Für mich war die erbaulichste und fruchtbarste unter den Predigten die markige Rede des Pfarrers Ritter über „Arbeiten und Warten.“

Von den freien Abendversammlungen war die erste im Zivilkasino. Leider erwies sich der Saal als viel zu eng, und dadurch wurde der Eindruck der Ansprachen erheblich beeinträchtigt, besonders der der feinsinnigen, aber etwas akademischen Vorlesung des Professors D. Lucius aus Straßburg, der die christliche Liebesthätigkeit als die wahre Apologie des Christentums in der Gegenwart feierte. Neben ihm redeten noch Pfarrer Kayser aus Frankfurt a. M. über Spener als den Vorläufer der Innern Mission, und Pfarrer Isermeyer aus Hildesheim, der durch seine bald humoristischen, bald tieftraurigen Schilderungen aus dem von ihm gegründeten Frauenheim die Anwesenden lange in lebhafter Spannung erhielt. Die zweite öffentliche Abendversammlung tagte in dem geräumigern Saale der Orangerie. Hier erzählte Pfarrer D. Hackenschmidt allerlei aus der Geschichte des Elsaß und der Stadt Straßburg. Dann hielt Antistes von Salis aus Basel eine ernste, kräftige Ansprache über die Kunst, Seelen für das Evangelium zu gewinnen. Endlich redete Hofprediger Stöcker in seiner bekannten Weise über das christliche Haus.

Mit Ernst und Eifer, in trefflichen Vorträgen und fruchtbaren Debatten wurden die Stadtmission, die Innere Mission auf dem Lande, die Soldatenmission, die Innere Mission und die studirende Jugend, die Innere Mission und die Angestellten des Schankgewerbes und Andres mehr in den Spezialkonferenzen behandelt. Man erörterte das Verhältnis von Wortverkündigung und Diakonie in der Stadtmission. Man fragte, wie die studirende Jugend am besten vor Gottentfremdung, Unzucht und Trunksucht behütet werden könne. Man hörte von den überaus erfreulichen Arbeitsergebnissen der Erziehungsvereine und Rettungsanstalten und von dem Wunsche, daß die Zwangserziehung möglichst weit möge gesetzlich ausgedehnt werden. Wir verweisen auf den demnächst erscheinenden offiziellen Kongreßbericht. Nebenher fanden noch Sitzungen des Verbandes der evangelischen Irrenseelsorger, der südwestdeutschen Konferenz für Innere Mission, des Ausschusses für Schriftenwesen statt.

Sollen wir noch zwei Desiderien aussprechen, so sind es diese. Erstens wäre es erwünscht, wenn in Zukunft das gemeinsame Mittagsmahl fortfiele oder erheblich verkürzt, mindestens aber längere Zeit vor dem Abendgottesdienst geschlossen, also vielleicht früher angesetzt würde. Zweitens dürfte der Zentralausschuß etwas mehr dafür sorgen, daß bei dem Kongreß nicht gar zu sehr Eine Persönlichkeit in den Vordergrund trete. Hofprediger Stöcker hatte diesmal zunächst offiziell eine öffentliche Ansprache und die Schlußpredigt zu halten. Sodann hat er, wie wir hörten, das Thema der ersten Hauptversammlung gestellt und hielt dementsprechend nach dem Faberschen Vortrag eine Art Korreferat. Drittens war er neben Stadtdekan von Braun der Hauptmatador in der Diskussion bei verschiednen Versammlungen und unterließ es nicht, in derselben Diskussion mehr als einmal das Wort zu ergreifen, auch in der Form einer „persönlichen“ Bemerkung sachlich die Debatte zu erneuern. Wir hören dem Hofprediger Stöcker gern zu und wünschen nicht, daß ihm das Wort verkürzt wird. Aber wir möchten auch nicht, daß er als die Hauptperson des Kongresses erscheine.

Doch, wie der Zentralausschuß diese Fragen in Zukunft entscheiden wird, davon hängt unsre Freude an dem Kongreß für Innere Mission nicht ab. Mit herzlicher Dankbarkeit sehen wir auf die wohl gelungne Tagung zurück und hoffen, daß der so

reich dort ausgestreute edle Same gute Frucht bringen wird. Es war ein friedliches, fröhliches, gesegnetes Zusammenwirken.

Wilhelm Bornemann

Selbstanzeigen

Das Problem Friedrich Nietzsches. Von [D.] Eduard Grimm [Hauptpastor in Hamburg]. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn, 1899. 264 S. 4 Mk.

Bei Abfassung der Schrift haben mich besonders zwei Absichten geleitet. Ich wurde dazu veranlaßt durch die Wahrnehmung, welche Verwirrung Nietzsche in vielen Köpfen, insbesondre unsrer Jugend, anrichtet. Nicht durch seine Persönlichkeit, wohl aber durch seine Ansichten richtet er solche Verwirrung an. Deshalb kam es mir darauf an, im Unterschied von dem mehr biographischen Charakter der meisten Nietzsche-Schriften diesen Ansichten einmal alles Ernstes und bis ins Einzelne hinein nachzugehen. Das hat seine Schwierigkeit, da Nietzsche seinen Leser mit Tausenden von Aphorismen überschüttet, und außerdem in einer fortwährenden Veränderung begriffen ist. Aber es lohnt sich. Denn mitten in all diesen Verwandlungen tritt Einem doch eine deutliche Entwicklungslinie entgegen, eine Linie, die sich aus der Höhe des Ideals allmählich immer tiefer in die Niederungen herabsenkt, bis zuletzt Alles mit einer vollständigen Selbstauflösung und Zersetzung endigt. Nietzsche bedarf im Grunde keiner Widerlegung, denn zuletzt widerlegt er sich immer selbst. Dennoch ist es für Jemand, der sich erst einmal in seine Probleme verstrickt hat, oft recht schwer, sich wieder auf den rechten Weg hinauszufinden. Dazu behilflich zu sein und einige Handhaben dafür zu bieten, ist die andre mich leitende Absicht gewesen. Hierzu sollen — nachdem der erste Teil die geschichtliche Entwicklung des Problems gegeben hat — die Abschnitte des zweiten Teils dienen: Nietzsche als Denker, sein Verhältnis zu Moral, Religion, zu Staat und Vaterland.

Hamburg E Grimm

Luther und die Kirchengeschichte, nach seinen Schriften zunächst bis 1521. Beiträge zu den Anfängen protestantischer Kirchengeschichtsschreibung von Lic. Dr. W. Köhler in Tübingen. Erlangen, Fr. Junge. 4 Mk.

Mitte Juli dieses Jahres sprach der Herausgeber dieser Zeitschrift in Tübingen über das Thema: „Der geschichtliche Sinn, ein verantwortungsvolles Erbe des Protestantismus." Er wies in kurzen Zügen darauf hin, daß für Luther vom Beginn seines Auftretens an die Geschichte von eminenter Bedeutung gewesen sei, daß er mit ihr seine 95 Thesen und insbesondre seinen siegreichen Vorstoß gegen das göttliche Recht des Papsttums in der Leipziger Disputation begründet habe. Protestantismus und Geschichte sind somit von Anfang an verbunden gewesen; die Verbindung war segensreich, aber auch folgenschwer, die gegenwärtige Krisis in der Theologie ruht auf ihr. — Allein wie war im Einzelnen diese Verbindung bei Luther? Was hat er von der Kirchengeschichte gewußt, und wie hat er es verwertet? Was war ihm die Geschichte? Die Fragestellung ist nicht neu, sie ergab sich gleichsam von selbst in dem Augenblick, wo die protestantische Theologie sich als historische Theologie mit immer wachsender Deutlichkeit gab, und wo andrerseits Albrecht Ritschl ihr das genuin Luthersche Gepräge wiederzugeben bemüht war. Schon vor länger als einem Jahrzehnt hatte Adolf Harnack die Frage nach Luthers Kirchengeschichtsauffassung als theologische Preisaufgabe gestellt. Eine Beantwortung hat sie bisher nicht gefunden. Zwar erschien 1897 ein umfangreiches Buch von Schäfer: „Luther als Kirchenhistoriker"; in dankenswerter Weise zeigte er das geschichtliche Material auf, das Luther gekannt hat, aber er beging den prinzipiellen Fehler, Luther „als Kirchenhistoriker" im modernen Sinne des Wortes zu würdigen. Davon aber kann keine Rede sein: Historiker im modernen Sinne ist Luther nicht gewesen, er konnte es nicht sein in einer Zeit, in der die Geschichte im Banne der Dogmatik, die Vernunft im Banne der streng supranaturalen Offenbarung lag. Diese Fessel hat erst die Aufklärung abgeworfen, nicht Luther. Luther ist Theologe, und von seiner Theologie aus ist er an die Kirchengeschichte — und die ganze Geschichte ist ihm Kirchengeschichte, „Profangeschichte" kann er mit seiner Zeit ja nicht kennen — herangetreten. Was ihm kongenial war, häufiger thatsächlich nur kongenial schien, das hat er aus der Geschichte herausgehoben und seinen Zwecken dienstbar gemacht. Dies schließt nicht aus, daß er nun auch seinerseits von der Geschichte gelernt hat, sich an ihr weiterbildete; aber Ausgangspunkt ist stets seine religiöse Erfahrung. Von ihr aus kann er dasselbe historische Faktum das einemal so, das andremal mit fortgeschrittner religiöser Erfahrung anders, oft ganz entgegengesetzt beurteilen. Er kann 1516 einen Dionysius Areopagita hoch erheben und ihn 1520 ebenso tief herabsetzen. — Allein ist diese durchaus subjektive Betrachtung darum für uns gegenwärtig wertlos? Keineswegs. Ganz abgesehen davon, daß die sogenannte „voraussetzungslose Geschichte" Phantasiebild ist, setzt sich die christliche Dogmengeschichte den Zweck, die theologische Lehrentwicklung darzustellen an der Norm evangelischer, d. h. genuin christlicher Frömmigkeit. Und was wollte Luthers Frömmigkeit anders sein als die genuin christliche, urevangelische? Und wenn er von ihr aus die Kirchengeschichte wertete, nun, so ist er — mutatis mutandis — auch Dogmenhistoriker gewesen. In der That hat er mit genialem Blick in die Kirchengeschichte hineingeschaut, hier unfruchtbare Spekulation, dort lebenswarme Frömmigkeit

aufgedeckt; und wenn die moderne Dogmengeschichte oder auch schon Luthers Zeitgenossen — vor allem Melanchthon — vielfach anders urteilen, so ist zu fragen, warum das so ist, ob hier Reste aus seiner katholischen Vergangenheit mitspielen, oder ob ihm der Sinn für dogmatische Feinheiten, kurz die humanistische Bildung abging, oder ob endlich die Identität seiner Theologie mit der urevangelischen Frömmigkeit doch nicht eine so absolute war, wie er meinte.

Das etwa sind die Gesichtspunkte, die mich bei meiner Untersuchung leiteten, und die ich im Einzelnen durchzuführen suchte. Ein weiterer Teil soll folgen.

Tübingen Walther Köhler

Dringende Bitte

Vom Jahrgang 1898 fehlen uns die Nummern 1. 7. 8. 9 und 11. Wir kaufen sie gern zurück.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg

Quittung

Für die Evangelischen in Oesterreich: 20 Mk. von M S in Ulm; 15 durch F D, Werbig; 7 von Sch, Ludwigslust; 6,20 von R D in Holzheim; 5 von D, Idstein; 4,60 von M, Steindorf; 3 von B, Berlin.

Für den Magdeburger Fonds: 3 Mk. von M S in Ulm.

Für Armenien: 15 Mk. von einem Gemeindeglied aus Burtscheid.

Für das notwendige Liebeswerk: 96 Mk. von der Versammlung der Freunde der Christlichen Welt in Magdeburg; 10 von M, Ellwangen; 5 von R, Göttingen, Jahresbeitrag.

Für den Gustav-Adolf-Verein: 150 Mk. aus dem Schultzschen Nachlaß in Altenweddingen.

Für den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein: 150 Mk. ebendaher.

Für Klostergrab: 3 Mk. von M S in Ulm.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Montag, 6. November, nachm. 4—6, Rosenau: 1. Aus der kirchlichen Gegenwart. 2. Eisenach.

Magdeburg. Mittwoch, 15. November, 3 Uhr bei Wuthe, Hasselbachstr. 1: Die Eisenacher Zusammenkunft.

Kirchlich-Theologische Konferenz für die Provinz Brandenburg

Berlin. Der erste monatliche Diskussionsabend der Kirchlich-Theologischen Konferenz findet am Montag, den 30. Oktober, 8 Uhr im Heidelberger (Eingang Dorotheenstraße) statt. Privatdozent Lic. Wobbermin spricht über „Religion und Theologie im Verhältnis zur modernen Wissenschaft." Redakteur Schindowski berichtet über die Zusammenkunft in Eisenach. Alle „Freunde der Christlichen Welt" sind herzlich geladen.

Die erste **öffentliche Versammlung** Mittwoch, den 15. November, vorm. 9 Uhr im Architektenhause, Wilhelmstr. 92/93: 1. Eröffnung und Begrüßung: Prediger Professor D. v. Soden. — 2. Vorträge. a) Der evangelische Glaube: Professor D. Kaftan; b) Die evangelische Kirche: Prediger D. Scholz; c) Die evangelische Theologie: Professor D. Harnack. — 3. Aussprache. — Um 2 Uhr gemeinsames Mittagessen im Architektenhaus. — Am Vorabend Dienstag, den 14. November, 8 Uhr: gesellige Zusammenkunft der Konferenzmitglieder in den untern Räumen des Architektenhauses.

Alle Freunde und Gesinnungsgenossen, auch Nichtmitglieder und Damen, sind herzlich eingeladen.

Hilferuf!

Eine arme, an Kindern aber reiche deutsche (protestantische) Familie ist von einem fürchterlichen Unglücke heimgesucht worden. Noch am Sonntag (8. Oktober) frisch und gesund, starb am 9. Oktober vormittags plötzlich infolge eines Sturzes von einem Baume in Priesen bei Wellemin (Bez. Lobositz) der Gärtner Wenzel Kusebauch, eine schwache Witwe mit 5 Kindern (das älteste ist 10 Jahre alt) in Not und Elend hinterlassend. Infolge Uebersiedlung seines jetzigen Arbeitgebers war Kusebauch, der in der nächsten Zeit nach Trebnitz übersiedeln sollte, am 8. Oktober für einen neuen Posten angenommen worden, worüber die braven Eheleute ganz glücklich waren. Und nun dieses Unglück! Den Schmerz zu lindern und die angesichts des kalten Winters um so drückenderen Sorgen zu tilgen, bitten wir edle Menschenfreunde im Namen der kummervollen Familie um eine milde Gabe. Solche sind zu senden an die evangelische Predigtstation in Trebnitz (Bez. Lobositz, Böhmen) z. H. des mitgefertigten Dr. Titta.

Im Vorhinein vielmals Dank!

Trebnitz, am 10. Oktober 1899

Dr. Titta, Distriktsarzt B.-Sch.-L. **Martin Hennig,** Religionslehrer

Junges Mädchen,

Theologenbraut, geprüfte Lehrerin, möchte gern einige Zeit in ein **Pfarrhaus**, um im Haushalt zu lernen und zu helfen, würde auch bereit sein, den Kindern etwas Sprachunterricht zu geben. Kleines Gehalt erwünscht. Westfalen und Umgebung bevorzugt. Anfragen an Pfarrer Rade, Marburg.

Cand. min.,

der nach Oesterreich gehen will, sucht für 2—3 Mon. Hilfsstellung irgendw. Art im geistlichen Amt; event. ohne Entgelt. Gef. Adr. an Pred. Merkel, Rosenthal bei Berlin erbeten.

Pastor Hermann Groos
Grete Groos,
geb. Rick,
Vermählte
Hamburg-Kleinborstel, Oktober 1899

Suche für **sofort** ein nicht zu junges Mädchen zu 2 kleinen Knaben und als Stütze im Haushalt. Erfahrung in Kinderpflege, Nähen und Plätten Bedingung, Kochen erwünscht.
Etwas Familienanschluß und freundliche Behandlung zugesichert. Gehalt 18—20 Mk. monatlich.

Frau v. Hohnhorst,
Hannover, Wilhelmsstraße 21.

Deutsche Hausfrauen!

Die in ihrem Kampfe ums Dasein schwer ringenden armen

Thüringer Handweber bitten um Arbeit!

Dieselben bieten an:

Tischtücher, Servietten, Taschentücher, Hand- und Küchentücher, Scheuertücher, Rein- und Halb-Leinen, Bettzeuge, Bettköpers und Drells, Halbwollene Kleiderstoffe, Altthüringische und Spruchdecken, Kyffhäuser-Decken u. s. w.

Sämtliche Waren sind gute Handfabrikate. Vieletausend Anerkennungsschreiben liegen vor. **Muster und Preisverzeichnisse stehen auf Wunsch portofrei zu Diensten**, bitte verlangen Sie dieselben!

Thüringer Weber-Verein Gotha
Vorsitzender C. F. Grübel,
Kaufmann und Landtagsabgeordneter.
Der Unterzeichnete leitet den Verein kaufmännisch ohne Vergütung.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottage-Orgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Gr. illust. Katalog gratis-franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph in Giessen 162.

Honig garantiert chemisch rein, empfehle in 10-Pfd.-Post-eimern **franko** gegen M. 6,— Nachnahme oder Voreinsendung.
Zahllose Empfehlungen!
H. Gieseking, Bremen 405-D.W.

Lebensversicherungs- & Ersparnis-Bank in Stuttgart.
Alle Ueberschüsse den Versicherten.

Versicherungs-Bestand	Bankvermögen	darunter Extra-Reserven
547 Millionen Mark	159 Millionen Mark	25 Millionen Mark.

☛ **Den sich versichernden Herren Geistlichen werden besondere Vergünstigungen gewährt.** ☚

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck)
in München.

Soeben ist erschienen:

Die Psalmen und die **Sprüche Salomos**
übersetzt und ausgelegt
von

Lic. Hans Kessler, Konsistorialrat u. Pastor zu Berlin, und **D. Herm. L. Strack,** a. o. Professor d. Theol. a. d. Univ. zu Berlin.

26¾ Bog. Lex. 8°. Geheftet 6 Mk.; in Halbfranzband 7 Mk. 50 Pf.
Bildet die **zweite, völlig neubearbeitete Auflage** von **Strack und Zöckler's Kurzgef. Kommentar zu den heil. Schriften A. u. N. T.** Altes Test. Bd. **VI.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Soeben sind erschienen:

Gedanken über Religion von **G. J. Romanes.** Die religiöse Entwicklung e. Naturforschers v. Atheismus z. Christentum. Deutsch von E. Dennert. Geh. Mk. 2,60, geb. Mk. 3,20.
Dieses Buch des berühmten Biologen hat in England binnen Jahresfrist 7 Auflagen erlebt.

F. W. Robertson. Tägliche Gedanken, ges. aus d. Schriften Robertson's von **E. Reichhoff.** In 2farb. Druck u. feinster Ausstattung geb. 4 Mk.
Diese Sammlung entspricht nach Zweck und Anlage den soeben in 2. Auflage erschienenen Tägl. Ged. aus Kingsley's Schriften.

Das christliche Gottvertrauen und der Glaube an Christus. Von **E. W. Mayer,** Prof. d. Theol. in Straßburg. Mk. 3,60.

Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Weihnachtsspiel.
Zur Aufführung in der Weihnachtszeit d. Erwachsene u. Kinder geeignet: „Knecht Ruprechts Weihnachtsmärchen": 1. Dornröschen (25 Pf.), 2. Aschenbrödel (50 Pf.), 3. Schneewittchen (50 Pf.) von **Dr. Lehmann**, Pfarrer in **Freiberg** (Sachsen). Besonders geeignet für christliche Vereine, Schulen u. s. w. Gegen Einsendung des Betrages vom Verfasser zu beziehen (1—3 = 1,20 Mk. portofrei).

Was willst Du werden?
Ratgeber bei der Berufswahl.
Der Arzt.
Preis 50 Pfg.
Verl. von **Paul Beyer** in **Leipzig.**

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshause
empfehlen alle Arten
Paramente u. Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter, Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill. Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung.

Das
evang. Schwesternhaus
zu **Giessen,** Johannesstrasse,
empfiehlt sein
Hospiz als Unterkunft für reisende Damen für kürzere oder längere Zeit zu mäss. Preisen, sowie seine
Marthaherberge
für stellenlose Dienstmädchen.

Soeben erschien:
G. A. Smith D. D.
Henry Drummond
— Ein Lebensbild —
Deutsch von H. Groschke.
Mit Vorwort von F. Bettex.
M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—.
Berlin W. 9 **Martin Warneck, Verlag**

Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmedaillen etc.
EMMER
Pianinos 450 Mk. an,
Flügel 10jähr. Gar.
Harmoniums 95 Mark an.
Abz. gest. Bar: Rabatt und Freisend.
Fabrik W. Emmer, Berlin,
Seydelstrasse 20.
☛ Die Herren Pastoren und Lehrer haben Ausnahmepreise.

Hyacinthen- Huck's prächtig bunter Hyacinthen-Catalog an jeden Hyacinth.-Interessenten gratis u. franco!
Gleichzeitig empf. für Töpfe: 10 Hyac. allererster Qual. i. 10 Prachtsort. zu 3 Mk., 25 St. i. 25 Prachtsort. 9 Mk. Hyac. für Gläser: 10 St. i. 10 d. schönst. Sort. 4 Mk., 20 St. i. 20 Sort. 9 Mk. (Feine Salon-Hyacinth.-Gläser 10 St. 5 Mk. incl. Porto u. Emballage.)
Ferner: Hyacinthen ohne Namen, nur Prima Qual., 10 St. i. 6 Farben Mk. 2,— f. Töpfe, f. Gläser Mk. 2.50. Kultur-Anleitung gratis.
Hyac. jetzt pflanzen! **Friedr. Huck, Erfurt** 7!
Telegr.-Adr. wie oben!

Kunst-Anstalt für Kirchenschmuck
von **Dr. C. Ernst,** Berlin W., Kronenstr. 24.

Sämtliche Kirchengeräte (Abendmahls- und Taufgeräte, Altarleuchter und Kruzifixe, Taufsteine, Kirchenfenster, Altargemälde etc.), **Paramente** (Altar- und Kanzelbekleidungen, Bahrtücher, Kirchenteppiche etc.) stilvoll und gediegen zu mässigen Preisen. **Hostien** das Tausend Mk. 1.50. — **Ornate.**
Reichhaltiges Musterlager zur gefälligen Besichtigung.
— Musterblätter und Preisverzeichnisse kostenlos. —

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Carl Marquart in Leipzig